

clv

Jonathan Martin

Gerne geben

Öffne deine Hand mit Verstand



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Wenn nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der überarbeiteten Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

1. Auflage 2021

Copyright © 2008, 2013 by Jonathan Martin

All rights reserved.

Originaltitel: *Giving Wisely? Killing with Kindness
or Empowering Lasting Transformation?*

Originalverlag: Last Chapter Publishing LLC

Copyright © der deutschen Ausgabe 2021 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Veronika Sattlecker und Andreas Lindner

Umschlaggestaltung: Lucian Binder, Marienheide

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Artikel-Nr. 256747

ISBN 978-3-86699-747-9

Widmung

Für Laura Jane, meine wunderbare Frau und seit 18 Jahren
mein treuer Beistand, die jeden Tag schöner wird.
Deine Liebe zu Gott und zu anderen fordert mich
weiterhin heraus und regt mich immer wieder an.
Deine Liebe zu mir übersteigt mein Verständnis. Danke.

Inhalt

Danksagung	8
Vorwort	
Der Schaden, den gute Absichten anrichten können	10
Teil I	
Echte Großzügigkeit – wo Weisheit und Mitgefühl sich vereinen	15
Kapitel 1	
Die vollkommene Ernte – eine Beispielgeschichte zum Erntedankfest	16
Kapitel 2	
Geben: Wo fangen wir an?	22
Kapitel 3	
Wird das Evangelium wirklich durch Geld verbreitet?	37
Kapitel 4	
Armut beenden	46
Kapitel 5	
Der hohe Preis einer kostenlosen Mahlzeit	54
Teil II	
Die vier grundlegenden Prinzipien wahrer Großzügigkeit	65
Kapitel 6	
Vier grundlegende biblische Prinzipien des Gebens	66
Kapitel 7	
Beziehung	77
Kapitel 8	
Verantwortlichkeit	88

Kapitel 9	
Finanzielle Eigenständigkeit und Nachhaltigkeit	95
Kapitel 10	
Gerechtigkeit	133
Teil III	
Auf den vier Prinzipien aufbauen	145
Kapitel 11	
Kinderpatenschaften	146
Kapitel 12	
Hilfsorganisationen unterstützen	155
Kapitel 13	
Entwicklungshilfe	158
Kapitel 14	
Vorbereitung und Ausbildung zum Dienst	174
Kapitel 15	
Wasser für eine durstige Welt	185
Kapitel 16	
Medizinische Missionsarbeit	191
Kapitel 17	
Gaben zu Hause einsetzen	197
Kapitel 18	
Bonbons verteilen oder das Evangelium verbreiten?	219
Nachwort des herausgebenden Verlags	222
Abkürzungen	224
Über den Autor und seine Familie	224

Danksagung

Danke euch, Dan und Tambry, dass wir euch durch die Berge in Ruanda und Burundi folgen konnten und dass ihr uns gezeigt habt, wie das Leben der wirklich Armen tatsächlich aussieht. Danke, dass wir eure Liebe für sie beobachten durften, und danke, dass ihr uns beigebracht habt, diese Geschwister wirklich in Wort und Tat zu lieben. Danke dir, Shel, dass du uns mitgenommen hast, damit wir die Dorobo-Gemeinde¹ kennenlernen konnten, hinsichtlich der du geholfen hast, dass sie fest steht – nicht auf dir, sondern auf Christus, der festen Grundlage. Ein Dank an unsere »Expertenrunde«: Doc Walk, Pat T., Dave D., Dr. Don Smith, Barry A. – danke euch für das Ausformulieren der vier Prinzipien. Dr. Val, Dave K. sowie Ralph und Myra – danke für eure Weisheit und Jahre der Erfahrung, auf die ich zurückgreifen konnte. Danke an John Van Diest für deine Überzeugung und dein Drängen, dass die Botschaft in die Hände derer gelangen muss, die auch die Mittel haben und die eine positive und bleibende Veränderung in der Welt bewirken wollen. Randy, Marshall, Stu, Bob M., Kathy N. – danke für eure Zeit, euren Beitrag und eure Ermutigung. Danke an alle in der Good Shepherd Community Church: Ihr habt euch immer eingebracht, habt die Nöte gesehen und habt eingegriffen. Danke an alle, die für mich und meine Familie beten. Danke euch, Darragh, Dannah und Daylon – weil ihr bereit wart, das Opfer auf euch zu nehmen, damit ich für die arbeiten kann, die wirklich in Not sind.

Aller Dank gilt dem, der alles gegeben hat, damit wir umgestaltet und gekräftigt werden, um unserer Bestimmung gemäß zu leben und zu geben.

1 A. d. H.: Bei Internetrecherchen konnte nicht eindeutig geklärt werden, ob »Dorobo« als ethnische Bezeichnung ein neutraler Name und damit in jeder Beziehung angemessen ist. Sollte dies nicht hundertprozentig zutreffen, lässt der Gebrauch dieser Bezeichnung im vorliegenden Buch genauso wenig auf fehlende Wertschätzung schließen, wie dies z. B. der Fall ist, wenn man der Einfachheit halber von »Indianern« spricht, um Angehörige der indigenen Völker Amerikas zu bezeichnen.

Wenn Sie Fragen oder Anmerkungen zum Thema »Geben mit Weisheit« haben, dann können Sie sich auf Englisch an der entsprechenden Diskussion beteiligen, und zwar auf
<http://www.givingwisely.blogspot.com>.

Vorwort

Der Schaden, den gute Absichten anrichten können

Es ist nichts schrecklicher als eine tätige Unwissenheit.²

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

*Da ist ein Weg, der einem Menschen gerade erscheint,
aber sein Ende sind Wege des Todes.*

SALOMO IN DEN SPRÜCHEN, KAPITEL 14,12

Mexiko 2007: Nicht weit von der US-Grenze entfernt haben Mitarbeiter eines mexikanischen Waisenhauses herausgefunden, wie man zu etwas kommt. Amerikanische Christen sind großzügig, sogar sehr großzügig. Aber wenn es darum geht, wohin sie geben, können sie ein bisschen naiv und unwissend sein. Und dieses Waisenhaus hat dafür gesorgt, dass dies so blieb.

Während der Weihnachtszeit kamen tonnenweise Geschenke für die elternlosen Kinder. Viele Gemeinden in den USA hatten den Aufruf der Bibel gehört, den Witwen und Waisen zu helfen. Und sie reagierten so, wie sie es gelernt hatten: Geld spenden und Geschenke schicken. Eine Gemeinde nach der anderen sandte Lkws voll schöner Sachen.

Sobald ein Lkw entladen war, wurden die Sachen schnell versteckt, damit die Fahrer des Transports aus der nächsten Gemeinde nicht die Menge von Geschenken sehen konnten, die bereits von anderen großzügigen Gemeinden angekommen waren. Es war einfach, alle Gemeinden in dem falschen Eindruck zu lassen, sie seien die Einzigen, die diesen armen Kindern Geschenke sandten. Aber

2 <https://www.aphorismen.de/zitat/418> (abgerufen am 29.3.2021).

diese Waisenkinder waren in der betreffenden Gegend als *die Reichen* bekannt.

Mein Freund Walter hatte die Aufgabe, sich um das geistliche Wohl dieser Kinder und Jugendlichen zu kümmern. Er war erstaunt über die gute Qualität und die riesige Menge an Geschenken, die gegeben wurden. Einmal sah er, wie eine Sendung entladen wurde, die hochwertige Sportkleidung enthielt. Die Trikots waren mit den entsprechenden Nummern einer ganzen Football-Mannschaft bedruckt. Die jungen Männer freuten sich sehr. Fotos wurden gemacht, die in den Gemeinden in den USA verbreitet wurden und auf denen die strahlenden Gesichter der Betroffenen zu sehen waren. Aber die Freude auf den Gesichtern hatte einen anderen Grund als den, den wir uns gern vorstellen würden. Diese jungen Beschenkten wussten, dass diese Sporttrikots auf dem Markt Höchstpreise erzielen würden. Sie selbst hatten schon mehr als genug Kleidung. Die Amerikaner verschenken gern Kleidung.

Einige Stunden später sah Walter, wie genau diese Trikots auf dem Markt verkauft wurden. Die jungen Männer kamen mit Bargeld zum Waisenhaus zurück. An diesem Abend sah Walter, dass genau sie es waren, die das Waisenhaus später wieder verließen. Neugierig geworden, folgte er ihnen und beobachtete, wie sie einen Lastkraftwagen aus der Stadt abpassten, beladen mit einer anderen Art von »Weihnachtsgeschenken«: Auf der Ladefläche des Lkw befanden sich etliche junge Frauen. Die jungen Männer vom Waisenhaus konnten sich diese Prostituierten leisten, dank der Großzügigkeit der amerikanischen Gemeinden.

Es zerriss Walter fast das Herz. Er liebte diese jungen Leute. Diese Sünden wurden ihnen durch die Gaben der Gemeinden finanziert – durch die gut gemeinte, aber unwissende Großzügigkeit amerikanischer Gläubiger.

Darf ich eine noch traurigere Geschichte erzählen?

Einige Männer unserer Gemeinde hörten vom Wirken Gottes unter den Ärmsten der Armen in einem Slum am Rand von Mexiko

City – in einem Viertel mit Elendshütten, deren Dächer aus Plastikplanen bestehen und die aus Blech zusammengezimmert sind. Dort waren viele zum Glauben gekommen. Und eine Gemeinde von einigen Hundert war in sehr kurzer Zeit entstanden. Die Gemeinde traf sich im Freien, und der Pastor lebte wie die Übrigen aus seiner Gemeinde unter Plastikplanen.

Aber eine Gemeinde sollte sich nicht so treffen müssen. Und ein Pastor, ein Mann Gottes, sollte nicht so leben müssen ...

Wir Amerikaner können das lösen. Ein Arbeitsteam zusammenstellen – genau, ein Bauteam –, und dann bauen wir für diese Gläubigen ein Gemeindehaus und eine kleine Wohnung für den Pastor und seine Familie. Das wäre prima.

Und so wurde es gemacht.

Die Gemeinde war bald fertig, und zwar »fix und fertig«. Sie war zugrunde gerichtet worden. Unsere gut gemeinte und großzügige Liebestat untergrub alles, was dort geschehen war. Ein Jahr später waren nur noch eine Handvoll Christen in dieser Gemeinde, in der es vor dem Beginn der gut gemeinten großzügigen Hilfe ein so reges geistliches Leben gegeben hatte.

Aber wie kann das sein? Das ist unverständlich. Die hilfsbereiten Männer aus dem Team fragten mich um Rat, um zu verstehen, was da passiert war. Was war da nur geschehen? (Lesen Sie den Rest der Geschichte in Kap. 10.)

Am Anfang verstand ich es auch nicht, weil ich so gut wie nichts darüber wusste, was Geld anrichten kann. Die zerstörerische Macht von Geld ist real. Die Männer waren so großzügig. Sie hatten sich im Dienst gebrauchen lassen. So viel harte Arbeit. So eine Katastrophe. Jakobus drückte es treffend folgendermaßen aus: »Dies, meine Brüder, sollte nicht so sein« (Jak 3,10).

Ja, das sind Horrorgeschichten. Ich selbst habe geholfen, einige derartige Geschichten zu schreiben. Ich höre so etwas immer wieder. Dieselbe Geschichte wiederholt sich. Auf diese Weise habe ich von vielen tragischen Ereignissen gehört. Ich weine. Ich frage mich,

ob das irgendwann aufhören wird. Und was am wichtigsten ist: Ich frage mich, wie ich mich verändern kann.

So begann meine Suche nach einer neuen Großzügigkeit. Und sie ist nicht abgeschlossen. Es hat Jahre gekostet, diese »schädliche Großzügigkeit« zu begreifen und zu überdenken. Infolgedessen bin ich gezwungen worden, mich zu ändern, und nun will ich anderen dabei helfen, sich ebenfalls zu ändern.

Und so wurde dieses Buch geschrieben.

Aber es geht darin nicht nur darum, den materiellen und geistlichen Schaden einzudämmen, der durch fehlgeleitetes Geben entstanden ist. Es geht vor allem auch darum, wie wir unser Geld einsetzen können, damit durch unser Geben bleibender Segen entsteht zur Ehre und zum Lob Gottes.

Wir sind alle aufgerufen, großzügig zu sein, aber wir sollen auch *weise* sein, wenn wir geben – nicht unwissend oder gedankenlos. Wenn es darum geht, die Auswirkung unserer Großzügigkeit auf andere zu verstehen, sollten wir nicht unwissend bleiben. Das wäre nicht bloß Ausdruck unserer Faulheit und würde nicht nur schädliche Folgen mit sich bringen; es wäre einfach verkehrt.

Die Frage, inwiefern unser Geben und unsere Großzügigkeit das Leben einzelner Menschen und ganze Kulturen beeinflussen, ist von großer Bedeutung. Wenn wir weiter in diesem gegenwärtigen Zustand bewusster Unwissenheit bleiben, ist das eigentlich nicht zu entschuldigen.

Warum wurden wir eigentlich zum großzügigen Geben aufgefordert?

Wir kennen alle den Segen für den Geber, wenn wir großzügig sind. Aber ich muss mir ernsthaft die Frage stellen: Sollen durch mein Geben denn nicht auch andere gesegnet werden – weit über den Segen hinaus, der mir zgedacht ist? Sollten die Empfänger nicht ebenfalls gesegnet werden? Großartige Bücher wurden geschrieben, die zeigen, warum wir großzügig sein müssen, um selbst gesegnet zu werden. Aber ist das »echte Großzügigkeit«,

wenn unsere Gabe aufseiten der Empfänger im Grunde Schaden anrichtet?

Ich habe mit vielen großzügigen Gläubigen gesprochen, die enttäuscht und manchmal sogar zynisch wurden, wenn sie sahen, wie aus ihren großzügigen Gaben wenig Frucht hervorgebracht wurde. Und ich habe mit anderen gesprochen, die durch Gaben, die sie bekommen hatten, zugrunde gerichtet worden sind.

Unser Geben sollte etwas bewirken. Und zwar zum Guten und für die Ewigkeit. Wir dürfen uns nicht mit dem reichen Segen zufriedengeben, den wir als Geber empfangen. Die Gaben sollen ein wahrer und ewiger Segen für diejenigen sein, die sie empfangen. Dazu müssen wir den wahren Wert des Geldes verstehen und begreifen, wie es entweder eine Hilfe oder ein Hindernis für die sein kann, denen wir geben.

Es kommt darauf an, *wie* wir geben.

Ich hoffe, dass Gemeinden, Stiftungen und großzügige Geber im Westen und in vielen anderen Regionen der Welt sich wirklich mit diesen Themen auseinandersetzen. Vor mir haben sich viele Stimmen erhoben, um diese Sachen anzusprechen. Aber wir brauchen einen offenen Dialog, um über diese Probleme und ihre Lösungen zu reden. Die Geber müssen den jeweiligen Dingen auf den Grund gehen. Wir müssen klug geben.

In der Schrift gibt es wichtige Prinzipien, und wir müssen lernen, sie anzuwenden. In einem Land, dem so viel gegeben wurde, ist es an der Zeit zu lernen, nicht nur zu geben, sondern auch *weise* zu geben. Wir müssen lernen, wirklich großzügig zu sein.

Teil 1

**Echte Großzügigkeit –
wo Weisheit und Mitgefühl sich vereinen**

Kapitel 1

Die vollkommene Ernte – eine Beispielgeschichte zum Erntedankfest³

*Gott gibt dir, was du brauchst;
gibt er dir mehr, als du brauchst, so gibt er dir für andere.⁴*

AUGUSTINUS

*Die segnende Seele wird reichlich gesättigt,
und der Tränkende wird auch selbst getränkt.*

SPRÜCHE 11,25

Während meiner ersten Reise nach Ruanda ist mir diese Geschichte eingefallen. Es hatte wochenlang nicht geregnet. Die Ernte, auf die die Menschen dringend angewiesen waren, verwelkte in der brennenden Sonne. Ich dachte an den Supermarkt zu Hause. Ich konnte es fast nicht aushalten. Warum hatte Gott so eine Ungleichheit zugelassen?

Vielleicht wird es dieses Jahr geschehen. Wahrscheinlich nicht. Aber vielleicht eben doch. Wenn das Wetter total mitspielt, könnte es gehen. Vielleicht.

Als Neunjähriger träumte ich von Disneyland. Aber das war nicht so einfach: Disneyland war in Kalifornien, und ich lebte auf

3 A. d. H.: In diesem Zusammenhang ist zu beachten, dass *Thanksgiving* in den USA und Kanada, worauf hier Bezug genommen wird, einen viel größeren Stellenwert hat als das Erntedankfest in europäischen Ländern. Außerdem wird dieses Fest in den USA am vierten Donnerstag im November gefeiert, der ein staatlicher Feiertag ist, während es in Europa meist an einem Sonntag Anfang Oktober begangen wird.

4 Zitiert in: Joseph Mausbach, *Die Ethik des Heiligen Augustinus, Erster Band: Die sittliche Ordnung und ihre Grundlagen*, Hamburg: SEVERUS Verlag, 2010, S. 285 (Nachdruck der Originalausgabe, Freiburg im Breisgau [u. a.] 1909). Originalquelle: Augustinus, *Enarrationes in Psalmos* (Anmerkungen zu Psalm 147).

einer Farm in Nebraska. Es war zu weit entfernt, und wir konnten uns die Reise einfach nicht leisten.

Disneyland wurde Mitte der 1950er-Jahre mit einer großen Show eröffnet. Damals war ich noch im Vorschulalter. Zu meinem neunten Geburtstag bat ich meinen Vater wie jedes Jahr: »Können wir dieses Jahr hinfahren?« Er sagte wie immer: »Wenn der Regen genau passt, und wenn wir genug ernten können.« So betete ich, dass in diesem Jahr, 1961, der Regen »genau passen« würde. »Herr, gib uns eine Ernte wie nie zuvor. Eine perfekte Ernte.«

Wir hatten einige Tausend Hektar etwas westlich des Meridian Creek⁵. Auf der anderen Seite des Baches wohnten unsere Nachbarn, die Eastmans. Ihre Farm war fast genauso groß wie unsere. Wir hatten dieselben Feldfrüchte angebaut und hielten die gleichen Tiere. Die Eastmans hatten vier Kinder, die so alt waren wie die Kinder in unserer Familie. (Es gab ein Problem: Das Kind in meinem Alter war ein *Mädchen*, Jennifer. Alle meine Geschwister hatten einen passenden Spielgefährten, nur ich nicht. Na ja.) Auch die Eastmans hatten die Hoffnung, dass die Ernte perfekt werden würde. Dann wäre es beiden Familien möglich, zusammen ins Disneyland zu fahren.

Ich betete, dass das Wetter passen möge, und so war es zunächst auch. Mein Vater meinte, es sei ein perfekter Winter und ein perfekter Frühling, und daher war der Boden genau richtig zum Säen. Der Same spross sofort. Mein Vater war ermutigt. Noch nie war die Saat so gut und reichlich angewachsen. Ich konnte auf die andere Seite des Meridian Creek schauen, und drüben bei den Eastmans spross und grünte es genauso wie bei uns.

Später, als es heiß wurde, regnete es fast zwei Wochen lang nicht. Wir hatten damals keine Bewässerungsanlage, und mein Vater meinte, dass wir dringend Regen bräuchten, wenn wir eine gute Ernte haben wollten. Ich wurde nervös. *Es bestand die Gefahr, dass ich wieder nicht nach Disneyland komme.* Ich betete wie verrückt.

5 A. d. H.: Kleineres Fließgewässer im Osten des US-Bundesstaats Nebraska.

Und als ich mit dem Beten fertig war, hörte ich den Donner. Es war großartig.

Es schüttete etwa 15 Minuten lang, und alles wurde durchweicht. Das dachte ich zumindest. Am nächsten Morgen wachte ich auf und rannte dann gleich nach draußen, um die Felder anzuschauen. Sie sahen wunderbar aus. Mein Vater stand neben mir und sagte die ersehnten Worte: »Ein perfekter Regen.«

Dann schaute ich zum Bach, der die Grenze zwischen unserem Grundstück und dem Land der Eastmans war. Mein Vater hatte auf einmal einen seltsamen Gesichtsausdruck und eilte den Hügel hinunter. Ich folgte aus Neugier. Als wir näher an den Meridian Creek kamen, sah ich, was ihn so beunruhigte. Der Boden auf der anderen Seite des Baches war trocken. Der Guss war auf unser Land niedergegangen, aber das Land der Nachbarn war trocken geblieben. Seltsam. Vater sagte: »Der Schauer ist bei uns heruntergegangen, aber nicht bei den Eastmans. Sie brauchen dringend Regen.«

Weil es einmal kräftig geregnet hatte, wuchsen unsere Pflanzen viel schneller als die bei den Eastmans. Ich war glücklich, denn Disneyland war für mich in Sicht. Allerdings wurde mir klar, dass die Eastmans uns wohl nicht begleiten konnten.

Fünf Tage später regnete es wieder. Helle Blitze. Unglaublicher Donner. Ich genoss das Prasseln der riesigen Tropfen auf unserem Dach. Sie brachten das Leben spendende Nass – nicht nur für unsere Pflanzen, sondern auch für uns. Alles war durchweicht. »Perfekt«, sagte mein Vater wieder. Ich war glücklich, weil ich hoffte, dass die Eastmans endlich ebenfalls Regen haben und ihre Pflanzen zumindest nicht absterben würden. Ich trat hinaus in die kühle Luft nach dem Gewitter und rannte zum Bach hinunter. Ich erschrak. Es war wieder so: Ihr Boden war fast trocken. Die Feuchtigkeit würde nicht einmal die obersten Wurzeln erreichen. Aber der Regen auf unserer Seite war in jeder Beziehung perfekt.

Ich sah, wie Herr Eastman auf seinem Feld den Boden untersuchte. Sein Gesicht war voller Enttäuschung. Als unsere Augen

sich trafen, kam er herüber und begrüßte mich. Dann lud er mich und die ganze Familie zum gemeinsamen Essen am nächsten Sonntag nach dem Gottesdienst ein. Was für ein freundlicher Mann. Es ging ihm und den Seinen schlecht, aber sie waren trotzdem großzügig.

Wir wussten: Wenn sie nicht in den nächsten drei Tagen Regen bekommen würden, wären all ihre Hoffnungen auf eine gute Ernte zunichte.

Drei Tage später hatten wir wieder einen perfekten Regen. Aber nicht ganz perfekt. Denn die Eastmans standen total im Trockenen. Ich kann nicht erklären, wie das möglich war. Alle Angehörigen der Familie Eastman schöpften im Bach, um mit Eimern den Gemüsegarten zu bewässern, der direkt an das Bachufer angrenzte und dessen Pflanzen sie erhalten wollten. Davon konnten sie essen, aber es wäre nie genug, um die Tiere versorgen zu können oder um vom Erlös neues Saatgut kaufen und alle Rechnungen bezahlen zu können.

Unsere Ernte wuchs heran, so gut wie nie zuvor. Und ich musste zusehen, wie die Pflanzen auf der anderen Seite des Baches vertrockneten und abstarben.

Warum? Wieso dieses komische Wetter? Weshalb wurden wir gesegnet, während den Eastmans scheinbar der Segen entzogen wurde?

Hatten sie in irgendeiner Hinsicht gesündigt? Diese Frage kam mir. Wäre das der Fall gewesen, hätte ich – so meinte ich – eine schlüssige Erklärung gehabt. Aber die Eastmans waren vorbildliche Leute. Sie waren Mitarbeiter in unserer Gemeinde. Sie waren alle freundlich. Auch Jennifer war nett – selbst dann, wenn ich gemein zu ihr war. Sünde war nicht der Grund.

Waren sie faul? Wenn sie faul waren, bekamen sie, was sie verdient hatten. Aber sie arbeiteten fünfmal so hart wie wir und bekamen nur den zehnten Teil des Ertrags. Sie waren nicht faul.

Ungeachtet dessen, wie ich die Fragen stellte, ich fand keine passende Antwort.

Die Ernte kam. »Perfekt«, sagte Vater. Es war die Traumernte, auf die wir immer gewartet hatten. Es war doppelt so viel wie sonst. Unser Ertrag war so groß, dass Vater den neuen Traktor kaufen konnte, den er sich anschaffen wollte. Auch unsere Fahrt nach Disneyland konnte nun finanziert werden. Alles ging in Erfüllung, wofür ich gebetet und wovon ich geträumt hatte.

Mit einer klaren Ausnahme.

Wenn ich zum Meridian Creek hinüberschaute, sah ich keinen erfüllten Traum, sondern einen Albtraum. Eine Familie wie wir, der aber in diesem Jahr der Lebensunterhalt fehlte. Ich saß auf dem Hügel und schaute auf ihr Unglück. Ich wollte mich über unseren Erfolg freuen und ihn mit unserer Familie feiern, aber mir wurde klar, dass wir diese Rekordernte eigentlich gar nicht verdient hatten. Es war der Regen. Ich blickte über die vertrockneten Felder der Eastmans. Ich weinte.

Vater rief die Familie zusammen. »Kinder, wir haben eine Ernte wie nie zuvor. Wir müssen entscheiden, was wir damit machen. Ich habe euch versprochen, dass wir nach Disneyland fahren. Gut, in der Winterpause machen wir uns auf den Weg nach Kalifornien!«

Auf diese Worte hatte ich all die Jahre gewartet. Auf diese Worte hätten wir vor lauter Begeisterung mit Gekreische und Jubel reagieren sollen. Stattdessen herrschte eine Totenstille.

»Ich dachte, ihr Kinder würdet euch freuen. Unser Traum hat sich erfüllt. Was ist los?«

Natürlich wusste Vater genau, warum wir so still waren, aber er stellte die Frage trotzdem.

»Papa, die Eastmans«, sagte ich.

»Was ist mit ihnen?«, fragte mein Vater.

»Papa, sie haben so gut wie nichts. Warum hat Gott das gemacht? Warum hat er uns doppelt so viel gegeben, wie wir brauchen, und sie haben fast nichts?«

»Ich weiß nicht, mein Sohn. Was meinst du?«

Meine Frage war schon beantwortet. *Doppelt* so viel, wie *wir* brauchten, doppelt so viel!

Dann kam es einfach so über meine Lippen: »Gott gab uns doppelt so viel, damit wir ihnen die Hälfte geben.«

Ich konnte nicht glauben, dass ich das gesagt hatte. Erst recht konnte ich nicht glauben, wie meine Geschwister jetzt reagierten. »Ja! Super Idee! So machen wir's!« Wir waren vor Begeisterung ganz aus dem Häuschen. Der Gedanke, mit unseren Nachbarn zu teilen, faszinierte uns so sehr wie vorher die Idee, ins Disneyland zu fahren.

Kurz vor dem Erntedankfest kletterten wir Kinder auf eine riesige Wagenladung Getreide. Das war an diesem Tag die erste von vielen, die wir über den Bach und hinauf zu den leeren Silos der Eastmans brachten ...

Bei jedem Erntedankfest und jedes Mal, wenn ich das Wort »Disneyland« höre, erinnere ich mich an Herrn Eastman, wie er still vor dem Haus stand. Eine einsame Träne kullerte aus seinem Auge und bahnte sich ihren Weg durch den Staub auf seiner Wange. Und ich denke an das Lächeln von Jennifer, die seine Hand hielt.

Es war eine vollkommene Ernte.

Warum also so komisches Wetter? Weshalb eine solche Ungleichheit?

Endlich verstand ich es. Wenn es auf beiden Seiten des Baches geregnet hätte, hätten wir niemals die große Freude gekannt, die man hat, wenn man denen gibt, die wirklich etwas brauchen. Und sie hätten nicht die Freude erlebt, von Gott versorgt zu werden – durch ihre Nachbarn auf der anderen Seite des Baches. Eine solche Ungleichheit bringt wirklich das Schönste und Wertvollste hervor, was das Leben bieten kann. Es ist nicht Disneyland. Es ist Liebe.

Denn nicht damit andere Erleichterung haben, ihr aber Bedrängnis, sondern nach der Gleichheit: In der jetzigen Zeit diene euer Überfluss für deren Mangel, damit auch deren Überfluss für euren Mangel diene, damit Gleichheit werde; wie geschrieben steht: »Wer viel sammelte, hatte keinen Überfluss, und wer wenig sammelte, hatte keinen Mangel.« (2Kor 8,13-15).

Kapitel 2

Geben: Wo fangen wir an?

*Wir bestreiten unseren Lebensunterhalt mit dem, was wir bekommen,
und wir leben von dem, was wir geben.⁶*

WINSTON CHURCHILL

*Und er rief zehn seiner Knechte, gab ihnen zehn Pfunde
und sprach zu ihnen: Handelt damit, bis ich wiederkomme!*

LUKAS 19,13 (SCHLACHTER 2000)

Obwohl die Geschichte aus Kapitel 1 ausgedacht ist, zeigt sie doch die Wirklichkeit. Sie handelt von uns allen, die mit dem reichen Segen Gottes aufgewachsen sind, materiell und geistlich. Und sie handelt von denen, die sich in geistlicher und materieller Armut befinden. Einigen war es vergönnt, in einem Land voller Überfluss geboren zu werden, wo jede Anstrengung sich lohnt und die Saat hundertfältig Frucht trägt. Andere säen und arbeiten doppelt so viel, aber ernten nur ein Zehntel. Es geht um diejenigen von uns, die das Vorrecht haben, auf der »westlichen« Seite des Baches zu leben, und hinüberschauen zu denjenigen, denen es beschert ist, auf der »Ostseite« zu leben. Es geht auch um eine Entscheidung: Sollen wir unseren Träumen auf wirtschaftlichem Gebiet nachjagen und ins Disneyland fahren, oder sollen wir im Glauben den Bach überqueren, um unseren Nachbarn zu helfen?

Warum eine solche Ungleichheit? Wir leben auf einem Planeten, der von der Sünde gezeichnet ist. Der Mensch hat vieles zerstört. Aber wir müssen uns fragen: Warum lebe ich an einem Ort, wo die Ströme des Segens in so überreichem Maße niedergegangen sind?

⁶ <https://gutezitate.com/zitat/141644> (abgerufen am 29. 3. 2021).

Die Antwort liegt vor uns. Gottes Wort ruft sie uns zu: »Jedem ..., dem viel gegeben ist – viel wird von ihm verlangt werden« (Lk 12,48).

Wirtschaftliche Unterschiede sind nur ein Teil des Ungleichgewichts. Wir im Westen haben Möglichkeiten zur biblischen Ausbildung wie nie zuvor in der Geschichte. Wir haben ein geistliches Potenzial, das in Buchläden auf uns wartet und das wir uns auch in unseren Häusern und Autos mithilfe der Radiowellen nutzbar machen können. Wir stellen ein riesiges Lagerhaus dar, gefüllt mit Nahrung für Geist und Körper. Gott hat sie uns genau deswegen anvertraut, weil die Nationen auf Nahrung – sei es auf geistlichem oder körperlichem Gebiet – angewiesen sind. Es ist Sünde, diese Nahrung zu horten. Wenn wir nicht großzügig geben, stimmt etwas nicht.

Viele Bücher wurden über das geschrieben, was die Bibel über *Geben* sagt. (Lesen Sie *Wo dein Schatz ist ...* von Randy Alcorn. Das Buch wird ein Klassiker werden. Oder *Geld, Besitz und Ewigkeit* vom gleichen Autor.) Das Thema *Geben* ist klar. Die Entscheidung ist deutlich. *Geben Sie. Warten Sie nicht. Beginnen Sie jetzt.*

Das erste Prinzip ist deutlich: *Geben Sie. Und zwar großzügig.*

Aber *wie* sollen wir geben? Gibt es biblische Prinzipien, die wir auf unser *Geben* beziehen sollen?

Jesus befahl dem reichen Jüngling, seinen ganzen Besitz zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben. Aber er sagte dem Mann nicht, welcher von den Armen die Hilfe am meisten verdiente. Der Herr ordnete auch nicht an, ob der Reiche Bargeld oder Lebensmittel oder Möbel geben sollte. Und den Worten des Herrn können wir auch nicht entnehmen, durch welches Hilfswerk wir die Gaben geben sollen. Das Prinzip, das Jesus vorgab, war jedoch eindeutig und bleibt auch weiterhin klar: *Gib.*

»Gib jedem, der dich bittet« (Lk 6,30). Mit dieser Aufforderung geht der Herr einen Schritt weiter. Solch eine weit gefasste Aufforderung kann uns innerlich aufregen. Was soll das bedeuten? Was will der Herr damit? Sollen wir das Geld einem Alkoholiker

geben, der uns gerade angebettelt hat, um sich Schnaps kaufen zu können? Kann Jesus das wirklich gemeint haben?

Ich denke, dass der Herr einfach Folgendes sagen will: Er kennt unser Herz und weiß, wie viele von uns geneigt sind, jede erdenkliche Ausrede zu finden, damit wir einer bestimmten Person, Gemeinde oder Gruppe *nicht* zu geben brauchen. Deswegen sagt er einfach: »Gib.« *Es ist besser, einer schlecht geführten Organisation oder einem Betrunknen zu geben, der sich dann wieder Schnaps kaufen wird, als egoistisch zu sein und gar nicht zu geben.*

Ich hatte einmal einen Bekannten, der echte Vorbehalte hatte, in seiner Gemeinde zu geben, weil er gar nicht damit einverstanden war, wie das Geld verwendet wurde. Er war ein erfolgreicher Geschäftsmann und verdiente sehr gut. Ich habe ihn nicht gefragt, wie viel er gab, aber ich frage mich, ob er der Gemeinde überhaupt etwas gab. Ich habe von ihm auch viele Gründe gehört, warum er dem einen oder dem anderen Missionar nichts gab: Er hatte nämlich den Eindruck, dass der jeweilige organisatorische Aufwand zu hoch war. Eigentlich waren die zehn Prozent lächerlich, die die betreffende Missionsgesellschaft dafür einbehalten wollte. Ich brauche wohl nicht zu erzählen, was passierte, als ich mit meiner Frau und den Kindern aufs Missionsfeld ging. Dieser Geschäftsmann aus unserem Bekanntenkreis unterstützte uns nicht.

Bei unserem letzten Treffen sagte er: »Weißt du, ich fühle mich finanziell nicht wirklich frei, bevor ich nicht mindestens eine Million Dollar auf der Bank habe.«

Ich bin nicht sicher, aber ich befürchte, dass die Probleme, die er mit bestimmten Gemeinden oder Missionswerken sah, einfach eine Ausrede waren, um nichts zu geben. Manche haben fast immer etwas zu bemängeln und zögern zu geben. Jesus hat eine Anweisung für sie: »Gib.«

Bedeutet das, dass wir unüberlegt geben sollen? Dass es nicht nötig ist, gute Verwalter zu sein? Nein, überhaupt nicht. Aber es bedeutet, dass sich keine perfekten Möglichkeiten bieten, wie wir geben sollen. Manche Gemeinden gehen verantwortlicher mit Geld

um als andere. Aber keine ist vollkommen. Auch keine Missionsgesellschaft ist vollkommen. Kein Missionar, den Sie unterstützen könnten, ist vollkommen. Wenn Sie auf Vollkommenheit warten, bevor Sie geben, werden Sie niemals geben. Dann werden Sie nie großzügig sein, sondern Sie werden immer in Ihrer Gier und Habsucht leben.

Geben Sie also großzügig.

Aber es gibt ein zweites biblisches Prinzip, das genauso wichtig ist. Wenn wir großzügig geben, sind wir auch verantwortlich dafür, *weise* zu geben.

Wo sollen wir also investieren? In der Heimat oder dort, wo die Not am größten ist? Soll ich meiner Gemeinde den Zehnten geben angesichts dessen, dass wir all den Überfluss in unserem Land haben? Oder in anderen Ländern, wo die Leute umkommen?

Ich bin ein Missionar, und ich habe das Herz eines Missionars und auch die von Menschen unabhängige Denkweise eines Missionars, die damit einhergeht. Ich habe untersucht und beobachtet, wie wir Christen Geld ausgeben. Es ist mir eine große innere Not, wenn ich höre, wie viel Geld unsere Gemeinde für bestimmte Anschaffungen ausgibt. Wenn 40 000 Dollar für eine Erweiterung der Beschallungsanlage ausgegeben werden, rechne ich in Gedanken aus, wie viele Leben man mit dieser Summe retten könnte. Viele nämlich. Möglicherweise können Sie das nachempfinden.

Was ist die Lösung? Soll ich meinen Zehnten ins Ausland senden? Soll ich meiner Gemeinde einfach nur die Hälfte meiner Gaben geben und die andere Hälfte direkt für die Mission oder die Armen spenden?

Ich kenne viele, die sich genau daran halten. Ich habe einst auch zu ihnen gehört. Jawohl, ich war einmal der Meinung, dass ich »erleuchtet« sei und den Ältesten und Leitern meiner Gemeinde die diesbezügliche Erkenntnis fehlen würde. Weil ich vom Prinzip des Zehnten überzeugt war, gab ich. Aber ich wollte entscheiden, wohin meine Spende ging. Ich war ja schließlich »erleuchtet«.

Doch eigentlich war ich einfach *stolz*. Und ich wollte mich nicht unterordnen. Ich missachtete ein biblisches Prinzip: »Gehorcht euren Führern und seid fügsam« (Hebr 13,17). In meinem Herzen wurde mir klar: Wenn ich verbindlich in eine Gemeinde gehe und dort mitarbeite, aber nicht bereit bin, dieser Gemeinde finanziell entsprechend zu helfen, dann bin ich ein stolzer, »erleuchteter« Rebell. Mir wurde klar, dass ich mich der Autorität, die Gott für mein Leben vorgesehen hatte, nicht unterordnete.

In der Apostelgeschichte brachten die Gläubigen ihr Geld den Aposteln, indem sie ihnen vertrauten, dass sie das Geld an die verteilten, die in Not waren. Sie lernten also, denen zu vertrauen, die Leitungsverantwortung übernommen hatten. Und auch ich musste lernen, denen Vertrauen entgegenzubringen, die zu Leitungsaufgaben in meiner Gemeinde berufen worden waren. Wenn wir der Gemeinde hier nicht vertrauen, die wir sehen und in der wir mitarbeiten können, wie können wir dann einer anderen Gemeinde in einem anderen Land vertrauen und ihr unsere Spenden zukommen lassen, wenn es darum geht, Not zu lindern? Die örtliche Gemeinde ist Gottes Werkzeug, um Veränderungen in der Welt zu bewirken. Wir sollten hinter diesem Anliegen stehen – bei uns und im Ausland.

Aus meiner heutigen Sicht wollte Gott mir beibringen, wie ich leiten sollte, indem ich denen folgte, die in Verantwortung standen, auch wenn ich nicht mit all ihren finanziellen Entscheidungen übereinstimmte. Wir als Ehepaar haben uns entschlossen, die ersten zehn Prozent unserer Spenden der Gemeinde hier zukommen zu lassen. Gott hat diese Entscheidung gesegnet und uns befähigt, darüber hinaus für andere dringende Nöte in aller Welt zu geben. Ich bin Gott auch dafür dankbar, dass unsere Gemeinde einen erheblichen Teil von dem, was ich gebe, weiterleitet. Ja, ungefähr 16 Jahre, nachdem wir die Entscheidung trafen, unsere Gemeinde finanziell mit zehn Prozent zu unterstützen, hat der Herr unsere Gemeinde gebraucht, um meiner Familie und mir finanziell zur Seite zu stehen, und wir bekamen von ihr un-

gefähr 40 Prozent von unseren Bedürfnissen, als wir in Ostasien waren.

Mittlerweile bin ich vom Missionsfeld zurückgekehrt und diene genau in dieser Gemeinde, wobei ich den Bereich Weltmission leite. Die Gemeinde stellt jedes Jahr für Mission und für die Armen in aller Welt ungefähr eine Million Dollar bereit. Und ich bin einer der Männer, die darüber entscheiden, wie dieses Geld verwendet wird. Obwohl ich einerseits versuche, Leute zu motivieren, in der Gemeinde vor Ort zu geben, dient das andererseits dazu, dass wir mehr ins Ausland geben können, wo wirkliche Not besteht.

Davon abgesehen ist es natürlich ein Problem, wenn eine Gemeinde nichts für Weltmission tut oder über die furchtbaren Nöte der Armen in der ganzen Welt hinwegsieht. Wenn ich einer solchen Gemeinde angehören würde, müsste ich ein eindringlicher Mahner sein und darauf hinarbeiten, diese kalten und unempfindlichen Herzen zu erwärmen und zu erweichen. Warum? Gottes Wort sagt: »Wer aber die Güter dieser Welt hat und seinen Bruder Not leiden sieht und sein Herz vor ihm verschließt – wie bleibt die Liebe Gottes in ihm?« (1Jo 3,17; Schlachter 2000). Solch eine unchristliche Einstellung muss geändert werden.

Würde sich diese Gemeinde nicht ändern wollen, hätten wir ein Problem. Aber ich würde nicht aufhören, den Zehnten zu geben. Ich würde allerdings aufhören, in diese Gemeinde zu gehen. Ich würde stattdessen eine Gemeinde suchen, in der die Liebe Gottes »bleibt« und die Schritte in die richtige Richtung unternimmt. Es wäre eine Gemeinde, die dafür gibt, dass die Verlorenen rund um die Welt erreicht werden. Dies wäre ebenso eine Gemeinde, die für die Geschwister gibt, die vom Hungertod bedroht sind oder deren Leben anderweitig gefährdet ist oder die versuchen, in Kriegsgebieten zu überleben. Ich würde meine Erstlingsfrüchte dieser Gemeinde anvertrauen und versuchen, sie noch mehr in diese Richtung zu formen.

Wir haben so viel bekommen, und wenn wir alles behalten, um unser »fettes« Ich noch mehr zu füttern, gibt es keine Ent-

schuldigung. Meiner festen Überzeugung nach wird Gott zornig auf eine Gemeinde, die sagt: »Wir können nichts geben und müssen alles für uns verwenden, bis wir diese oder jene Größe erreicht haben.« Hier wirkt ein Prinzip: Wenn Sie eine Gemeinde mit einer egoistischen Einstellung ins Leben rufen, können Sie sich leicht ausmalen, wo das enden wird.

Ein guter Freund hat vor nur zwei Jahren eine Gemeinde gegründet. In den ersten beiden Wochen wurden alle Gaben komplett den Bedürftigen gegeben. Das waren mehr als 16 000 Dollar. Die Gemeinde besteht jetzt seit zwei Jahren, und in ihrem zweiten Jahr hat sie 295 492 Dollar weggegeben, fast 45 Prozent ihrer gesamten Ausgaben.

Hier ist ein Zitat von dem Pastor, der half, diese Gemeinde zu gründen:

Christus hat seine Prioritäten in Lukas 4,18-19 bekannt gemacht. Seine wichtigste »Zielgruppe« für das Evangelium waren die Armen, die Gefangenen, die Blinden und die Unterdrückten. Die Gemeinde sollte ihr Geld so einsetzen, dass man anhand dessen die Prioritäten Christi erkennen kann.

Die meisten Leute, die unsere Gemeinde besuchen, sind weder arm noch blind, gefangen oder unterdrückt. Das bedeutet, dass wir unser Hauptaugenmerk auf Missions- oder Hilfswerke außerhalb unserer Gemeinde legen sollten, die wir bei solchen Aufgaben unterstützen können. Und das sollten wir tun, bevor wir Geld für uns selbst ausgeben.

Pastoren zitieren gern Maleachi 3,10: »Bringt den ganzen Zehnten in das Vorratshaus.« Aber dann führen sie das Bild nicht weiter. Ein Vorratshaus ist ein vorübergehender Aufbewahrungsort für Waren (oder in diesem Fall für Geld). Stellen Sie sich den Geschäftsführer eines Baumarkts vor, der nicht den Verkauf steigert, sondern 90 Prozent der Waren, die angeliefert werden, dafür verwendet, um den Baumarkt

auszubauen oder zu verschönern. Das macht er Jahr für Jahr. Was für ein fantastisches »Baummarktzentrum« würde da aufgrund seines Verhaltens entstehen! Allein schon die Idee ist lächerlich. Aber dies entspricht genau dem, was viele Gemeinden in Amerika tun.

Wenn irgendein Kreis von Gläubigen das Recht hätte, Geld für sich zu behalten, bis sie genug haben, um danach ebenfalls geben zu können, das wäre dann eine Gemeindegründungsarbeit. Stimmt's? Nein. Der Herr Jesus lobte die Witwe, die in ihrer Armut ihre letzten Cents nicht für sich behielt, sondern weggab (Mk 12,41-44).

Eine Gemeinde gibt den Zehnten in die Mission? – Ein guter Anfang

Ich habe viele Gemeindeleiter herausgefordert, den Zehnten der Einnahmen der Gemeinde für die Mission zu geben, wobei der Schwerpunkt auf der Unterstützung derjenigen liegen sollte, die das Evangelium nie gehört haben. Wir als Gemeindeleiter bitten unsere Mitgeschwister oft, die ersten zehn Prozent der Gemeinde zu geben und dabei dem Herrn zu vertrauen. Aber sind wir diesbezüglich auch ein Vorbild, indem wir die Erstlinge weggeben von dem, was der Gemeinde anvertraut wurde?

Denken Sie einmal darüber nach: Man macht materiell keinen Gewinn, aber man kann geistlich alles gewinnen. Welch eine Möglichkeit für die Gemeinde, ein Vorbild im Glauben zu sein! Auf diese Weise könnten wir wirklich zeigen: Der Missionsbefehl ist uns wichtig. Wir sollten dem Herrn vertrauen, indem wir die Erstlinge des Einkommens der Gemeindeglieder an die weitergeben, die das Evangelium noch nie gehört haben. Und an diejenigen, die an der Schwelle des Todes stehen, weil sie krank und unterernährt sind. Wenn wir anders handeln, wie können wir dann den Gläubigen die Bedeutung des Gebens vermitteln und sie darum bitten, beim Geben des Zehnten dem Herrn zu vertrauen?

Mein Freund Gary erzählte mir die folgende Geschichte über eine sehr große und angesehene Gemeinde in unserer Stadt, in der der Hauptpastor eine mutige Entscheidung im Blick auf das traf, was richtig war – nicht hinsichtlich dessen, was nützlich schien.

Ich, Gary, weiß, dass Gott eine Gemeinde mit Missionseifer ehrt. Vor Jahren gehörte ich der Leitung einer großen Gemeinde in Portland an. Die Gemeinde war finanziell am Ende. Ausgaben für Projekte wurden gestrichen. Mitarbeiter wurden entlassen. Das Gemeindegebäude musste dringend renoviert werden. Der Teppich war notdürftig mit Klebeband befestigt worden, damit die beschädigten Säume nicht zu Stolperfallen für die Besucher wurden. Viele der Fenster waren rissig oder anderweitig beschädigt, sodass die Scheiben von innen beschlugen. Zahlreiche größere Reparaturen hatte man aufgeschoben. Weil das Dach undicht war, drang Wasser in das Gebäude ein, sodass weitere Schäden unvermeidlich waren.

Eines Abends saßen wir um den Besprechungstisch herum und rangen um eine Lösung des finanziellen Problems, aus dem es keinen Ausweg zu geben schien. Da machte der Hauptpastor einen offensichtlich bizarren Vorschlag: »Unser Problem hat nichts mit Finanzen zu tun, sondern mit Gehorsam. Ich schlage vor, dass wir heute beginnen, zehn Prozent von unseren Einnahmen als Gemeinde in die Mission geben.«

Sein mutiger Vorschlag schien finanziell unsinnig zu sein. Wir hatten so gut wie kein Geld.

Einer der anwesenden Brüder sagte daraufhin konsterniert, er beende seine Mitarbeit, weil es töricht sei, Geld wegzugeben, wenn man die Rechnungen und die Gehälter nicht bezahlen könne. Aber im Glauben stimmten die Übrigen der Empfehlung des Pastors zu.

Innerhalb weniger Monate ging es der Gemeinde in geistlicher und finanzieller Hinsicht viel besser. Der Herr öffnete eine Tür und befreite die Gemeinde von einem großen Teil ihrer Schulden. Es stand wieder Geld für Projekte zur Verfügung. Auch die Fenster

und der Teppich wurden ersetzt, als das Gebäude für mehr als eine Million Dollar renoviert wurde.

Ein Zufall? Ich denke nicht. Der Herr ehrt eine Gemeinde, die ein wirkliches Anliegen für Mission hat.

Der Herr Jesus sagt es klar: Wir sollen die Botschaft des Evangeliums in Wort und Tat zu allen Nationen bringen. Wir sollen das mit unserem Geld unterstützen. Der Herr sagt auch, dass wir den Armen, den Geringsten von ihnen, helfen sollen. Unser Geld soll auf jeden Fall auch für diese Bereiche der Arbeit am Evangelium verwendet werden.

In einem Land, in dem wir so viel haben, gibt es viel Verwirrung im Blick darauf, was es bedeutet, die Verbreitung des Evangeliums finanziell zu unterstützen und den Armen zu helfen.

Großzügig geben und weise investieren – beides muss sein

Auf je tausend, die an den Blättern des Bösen zupfen,
kommt einer, der an der Wurzel hackt.⁷

Henry David Thoreau

Irrt euch nicht, Gott lässt sich nicht spotten!
Denn was irgend ein Mensch sät, das wird er auch ernten.

Galater 6,7

Stellen Sie sich vor, dass Ihr Chef Ihnen 1000 Dollar in neuen Banknoten gibt, damit Sie diese für ihn investieren. Welches der folgenden Ergebnisse würde Ihrem Chef die größte Freude bereiten? Und worüber würde er sich am meisten ärgern?

⁷ <https://www.aphorismen.de/zitat/15457> (abgerufen am 29. 3. 2021).

1. Sie denken nach, recherchieren, planen und investieren, und ein Jahr später haben Sie die Investition verdoppelt. *Sie überreichen dem Chef 2000 Dollar.*
2. Sie legen das Geld unter Ihre Matratze, *und nach einem Jahr geben Sie dem Chef dieselben unbenutzten Banknoten zurück, die er Ihnen gab – also 1000 Dollar.*
3. Sie legen das Geld auf der Bank an und bekommen Zinsen. Bei den heutigen Zinssätzen verdienen Sie dabei nicht viel. *Sie geben Ihrem Chef 1001 Dollar zurück.*
4. Sie legen das Geld in verschiedenen Projekten an, nachdem Sie mehrere gefühlsbetonte Aufrufe gestartet und aus einem Pflicht- und/oder Schuldgefühl heraus gehandelt haben. Diese Projekte rauben Menschen ihre Würde, bringen Streit mit sich, unterstützen Korruption und verursachen Abhängigkeit (was Ihnen aber alles nicht bewusst ist). Außerdem verlieren Sie mehr, als Sie ursprünglich einsetzten, und haben am Ende Schulden. *Sie bitten Ihren Chef, um weitere 500 Dollar, um offene Rechnungen zu begleichen.*

Natürlich wäre ein Chef im menschlichen Bereich im ersten Fall am zufriedensten. Das wäre der größte Gewinn.

Und er wäre zornig über das Ergebnis im vierten Fall, weil er nun noch draufzahlen muss. Aber Gott unterscheidet sich von menschlichen Chefs (Dank sei ihm dafür). *Ist es daher falsch, wenn wir durch Gefühle aufgerüttelt werden?* Wir sind schließlich auch emotional veranlagte Wesen. *Ist es falsch, aus Schuldgefühlen heraus zu geben?* Sicher gibt es bessere Gründe zum Geben, aber ich muss ehrlich zugeben, dass ich mich ein paarmal schuldig fühlte und deswegen gab. Ich hätte mich damals auch schuldig fühlen sollen, wenn ich nicht gegeben hätte. *Ist es falsch, als vor Gott Stehender aus Pflichtbewusstsein heraus zu geben?* Natürlich nicht.

Alle diese schlechten Investitionen könnten ein Fall von Anfängerpech sein. Zumindest hat der Mann im vierten Fall versucht, das zu tun, was der Chef von ihm verlangt hat.

Ich bin überzeugt, dass Gott beim zweiten Ergebnis über uns am zornigsten ist. Wenn wir lediglich das vergraben, was er uns zum Investieren anvertraut hat. Genau darüber ist »der Herr« in diesem Gleichnis zornig, das der Herr Jesus in Matthäus 25 erzählt hat.

Aber ich will auf Folgendes hinaus: Wir alle sollten danach streben, dem Meister 2000 Dollar zurückzugeben. Wir sollten danach trachten, weise zu investieren.

Aber zu einer weisen Investition gehört mehr, als gute Absichten und ein großzügiges Herz zu haben.

Es geht eben darum, *weise* zu investieren, und nicht nur darum, eine beträchtliche Geldsumme weiterzugeben.

Also ist der erste Grundsatz: *Geben Sie, und geben Sie großzügig.* Wenn Sie an Jesus glauben, ist das für Sie unabdingbar.

Und der zweite Grundsatz: *Geben Sie weise.* Wir sollen so investieren, dass es etwas bringt.

Großzügig mit Weisheit oder Torheit – eine Beispielerzählung

Wie schleunig die Natur in Aufruhr fällt,
wird Gold ihr Gegenstand!⁸
William Shakespeare

Wozu doch Geld in der Hand eines Toren,
um Weisheit zu kaufen, da ihm doch der Verstand fehlt?
Sprüche 17,16

Erster Tag

Zwei sehr großzügige Männer kamen an eine alte Brücke, die sich über einen Fluss spannte. Der eine Mann schaute nach links hinab

8 <http://www.zeno.org/Literatur/M/Shakespeare,+William/Historien/K%C3%B6nig+Heinrich+IV.+Zweiter+Teil/Vierter+Aufzug/Vierte+Szene> (abgerufen am 29. 3. 2021).

und sah einen dünnen Mann in Lumpen, der verzweifelt immer wieder in den Fluss griff, um irgendetwas zu fangen. Der zweite großzügige Mann schaute nach rechts hinunter und sah fast die gleiche Szene. Ein ausgehungertes, in Fetzen gekleideter Mann griff immer wieder in das Wasser und schlug darauf, wobei er manchmal sogar für einige Sekunden darin versank.

Der großzügige Mann links kletterte zum Ufer hinab und fragte den armen Kerl: »Was machst du da überhaupt?«

»Ich bin arm und muss meine Frau und meine Kinder versorgen. Ich versuche, einige Fische für sie zu fangen.«

»Mit bloßen Händen wird dir das nie gelingen! Hier sind 20 Dollar. Kaufe deiner Familie etwas zu essen.«

Der Arme hatte noch nie im Leben so viel Geld gesehen. »Vielen Dank! Du bist der freundlichste Mensch, dem ich je begegnet bin.« Er umarmte den großzügigen Mann. Dann eilte er zum Markt und kaufte für seine Familie ein Essen wie nie zuvor. Es wurde ein regelrechtes Festmahl. An diesem Abend lebten er und die Seinen wie Könige, weil der Mann so großzügig gewesen war.

Der zweite großzügige Mann rechts kletterte hinunter ans Ufer, bis er dem Armen auf seiner Seite nahe genug gekommen war. Auch er fragte nach und erhielt dieselbe Antwort: »Ich bin ein armer Mann und muss meine Familie ernähren ...«

Als dieser großzügige Mann das hörte, bat er den Armen, dort zu warten. Er kletterte die Böschung hinauf und ging in die Stadt. Bald kam er mit einer Angel zurück. Er setzte sich neben den Mann und verbrachte die nächsten paar Stunden damit, ihm das Angeln beizubringen. Bald hatte der Arme ein paar Fische gefangen.

Nach einem einfachen, aber freudigen »Danke!« aus dem Mund des Armen kehrte der großzügige Mann heim.

Zweiter Tag

Am nächsten Tag kamen die beiden großzügigen Männer um dieselbe Zeit zu derselben Brücke. Der Mann links schaute hinab und sah denselben Mann, der versuchte, mit bloßen Händen Fische zu fangen. Wie am Tag vorher gab er dem Mann 20 Dollar.

Der Mann rechts schaute ebenfalls hinunter und sah denselben Mann wie am Tag vorher, aber es war anders. Er saß mit seiner Angelrute am Ufer und hatte bereits einige Fische gefangen. Der großzügige Mann unterhielt sich mit seinem neuen Freund, gab ihm ein paar Tipps und ging den Fluss entlang, um noch anderen zu helfen.

Dritter Tag

Für den großzügigen Mann auf der linken Seite war es fast derselbe Anblick. Aber heute sah er nicht nur einen Mann, sondern zwei, die am Ufer saßen. Und beide versuchten nicht einmal, Fische zu fangen! Sie schauten vielmehr umher, als ob sie erwarteten, dass jemand daherkommen und ihnen helfen würde. Der großzügige Mann gab beiden 20 Dollar. Sie bedankten sich und gingen davon.

Der großzügige Mann auf der rechten Seite ging weiter den Fluss entlang, verschenkte eine weitere Angel und brachte einem weiteren Mann bei, wie man Fische fängt.

Vierter Tag

Der großzügige Mann links musste nicht einmal zum Ufer hinabsehen. Am Straßenrand standen vier Männer mit nassen Händen. Sie berichteten ihm, dass sie versucht hatten, Fische zu fangen – aber ohne Erfolg. Noch einmal gab der großzügige Mann jedem einen Geldbetrag, und sie machten sich davon.

Der großzügige Mann rechts ging am Fluss weiter, um jemandem beizubringen, wie man Fische fängt. Diesmal nahm er jedoch den Mann mit, dem er am ersten Tag begegnet war, und überließ ihm die Aufgabe, diesen Mann beim Angeln anzuleiten.

Fünfter Tag

Der großzügige Mann links konnte nicht einmal ohne Weiteres aus seinem Haus herauskommen, denn eine große Menge von Männern hatte sich vor seiner Tür versammelt. Alle berichteten ihm, dass sie an diesem Tag einfach nichts fangen konnten. Plötzlich hatte dieser sehr großzügige Mann das erste Mal in seinem Leben den Eindruck, dass er überhaupt nicht mehr großzügig sein sollte.

Der großzügige Mann rechts blieb an diesem Tag in der Stadt und brachte mehreren Leuten bei, wie sie Köder binden und Angeln herstellen konnten. Sie saßen mit erwartungsvollen Gesichtern da und lernten ein Handwerk, das es ihnen ermöglichen würde, ihre Familien zu versorgen. Als dieser Mann auf die zufriedenen Gesichter schaute, hatte er den Eindruck, dass seine Großzügigkeit das Rechte bewirkt hatte und dass er weiterhin großzügig sein sollte.

Beide Männer werden für ihr großzügiges Geben und für ihre Hilfsabsichten belohnt werden. Aber nur einer von ihnen wird für seine Weisheit und für seine guten Werke Lohn empfangen.

Kapitel 3

Wird das Evangelium wirklich durch Geld verbreitet?

*Wir sollten unseren Wahlspruch ändern. Er sollte nicht mehr
»Wir vertrauen auf Gott«, sondern »Wir vertrauen auf Geld« lauten,
denn wir als Nation vertrauen viel mehr auf Geld als auf Gott.⁹*

ARTHUR HOPPE

*Manche Menschen beten die gesellschaftliche Stellung an,
manche beten Helden an, manche Macht, manche beten Gott an,
und sie streiten über ihre Ideale ... doch sie alle beten Geld an.¹⁰*

MARK TWAIN

*Umsonst seid ihr verkauft worden,
und nicht für Geld sollt ihr gelöst werden.*

JESAJA 52,3

Der Apostel Paulus verbreitete mit einigen anderen das Evangelium in zahlreichen Regionen des Römischen Reiches. Sie gingen von Stadt zu Stadt, und diejenigen, die er zu Christus führte, haben viele andere zum Glauben geführt. Das Evangelium hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Dieser Teil der Welt war die Wiege der Christenheit.

Oft frage ich mich, was wir als Angehörige einer modernen westlichen Kultur wohl denken würden, wenn wir uns in die Welt des ersten Jahrhunderts zurückversetzen könnten.

9 A. d. H.: Das englischsprachige Original dieses Zitats findet sich z. B. auf folgender Website: <https://www.azquotes.com/quote/709817> (abgerufen am 29. 3. 2021).

10 <https://books.google.de/books?id=kGZ3DwAAQBAJ&pg=PT119&lpg=PT119&dq=> (abgerufen am 29. 3. 2021).

Zuerst würden wir wahrscheinlich angesichts des ganzen Gestanks einen Brechreiz verspüren. Obwohl die Stadt Rom eines der fortschrittlichsten Abwassersysteme ihrer Zeit besaß, war es doch weit von dem entfernt, was wir heute haben. Sogar die besten Städte würden mehr nach dem riechen, was wir mit der Dritten Welt verbinden.

Die meisten Menschen im Römischen Reich lebten in kleinen Dörfern – in kleinen Häusern, wobei die Angehörigen einer Familie eng beieinander wohnen mussten. Wenn sie austreten gingen, taten sie das irgendwo im Hinterhof, und es stank gewaltig. In den Städten zogen Tiere die Wagen und verrichteten überall ihr Geschäft. Ja, die meisten Städte waren total schmutzig, und nach unseren Vorstellungen zurückgeblieben und arm.

Wer reisen wollte, kam nur langsam voran und hatte dabei äußerst wenige Hilfsmittel. Unterwegs zu sein, war sehr gefährlich. Sogar die Reichen lebten in Häusern, die man im Winter gar nicht oder bestenfalls schlecht heizen konnte. Die Bewohner mussten ihre Abende ohne Strom weitgehend in dunklen Zimmern verbringen, kaum beleuchtet von kleinen Öllampen. Stellen Sie sich Drei-Watt-Glühlampen vor.

Die meisten Häuser im Reich waren aus Stein und Lehm gebaut. Als Fußboden diente fest gestampfte Erde, nur bei den Reichen gab es Steinfußböden. Es gab keine effektiven Kühlmöglichkeiten. Zubereitetes Essen musste sogleich verzehrt werden.

Auch in den saubersten Städten waren die Straßen nach unserem westlichen Standard staubig und schmutzig. In Filmen sehen die berühmten römischen Bäder sehr einladend aus. Aber sie hätten jeden Menschen aus der westlichen Welt abgestoßen. Stellen Sie sich vor, dass Hunderte den ganzen Tag lang in demselben unbehandelten Wasser baden. Das Wasser wurde sicher tagelang nicht gewechselt. Eklig. Das Gesundheitsamt würde solche Bäder heute sofort schließen.

Viele von denjenigen, denen es in der Antike recht gut ging, würden wir heute als sehr arm ansehen. Ich zum Beispiel hätte tie-

fes Mitgefühl mit den Leuten, die damals lebten. Stellen Sie sich vor: ein total heißer Tag und keine Klimaanlage, nicht einmal ein Ventilator.

Wir würden zwar die großartigen Bauwerke der Griechen und Römer bewundern, aber alles andere würde für uns extrem nach »Dritter Welt« aussehen. Wir als diejenigen, die in der modernen westlichen Welt leben, würden fast alle Menschen dieser Zeit als arm betrachten.

Doch genau dort, in dieser Armut, hatte der christliche Glaube seinen Ursprung, und dort hat er sich verbreitet. Er war nicht aufzuhalten.

Jetzt kommt die Frage: *War unser amerikanisches Geld nötig, um das Evangelium zu verbreiten?*

Und noch eine Frage: *Braucht jemand unser Geld, der ohne Elektrizität, ohne Kühlschrank, Pizza, Fernseher und Innen-WC lebt, um sich dem modernen Leben anzupassen und glücklich zu sein?*

Die Antwort in unseren Gemeinden im Westen ist auf beide Fragen ein ausdrückliches »Ja!«. Oft haben wir unbewusst eine herablassende Haltung gegenüber Menschen aus der Dritten Welt. Diese Einstellung kommt in folgendem Gedanken zum Ausdruck: *›Diese Leute sind auf mein Geld angewiesen, um das Evangelium zu verbreiten.‹* Tatsache ist aber, dass Christen im ersten Jahrhundert das Evangelium verbreitet haben und auch heute imstande sind, dies zu tun. Sie sind tüchtig, intelligent, fleißig und begabt, und ihr Wunsch, dem Herrn zu gefallen, ist oft größer als unser entsprechendes Anliegen.

Wir erwidern: »Ja, aber sie sind so arm. Sie brauchen unsere Hilfe.« Aber in Wirklichkeit müssen sie oft keinen Hunger leiden. Vielmehr haben sie etwas zu essen, genug Kleidung und ein Dach über dem Kopf. Außerdem haben sie Zeit für das Wichtige, wozu Beziehungen innerhalb der Familie oder zu Freunden und Zeit für die Verbreitung des Evangeliums gehören. Von ihrer inneren Verfassung her geht es ihnen dabei meist viel besser als jemandem von uns, der dort lebt. Niemand ist arm, nur weil er in einfachen Verhältnissen lebt.

Vor einigen Tagen saß ich in einem Wohnzimmer voller junger Paare und Studenten. Sie hatten mich eingeladen, über das Thema dieses Buches zu reden. Im Laufe des Abends fragte ich sie: »Ist dieses wöchentliche Treffen für euch alle ein wichtiger Bestandteil eures geistlichen Lebens?« Ich kannte die Antwort schon. Die Leute waren eng miteinander befreundet. Sie hatten viel miteinander durchlebt. Sie liebten einander. Und sie liebten Jesus und studierten gern sein Wort.

»Sehr wichtig, der Abend bedeutet uns viel«, kam ihre Antwort.

Meine nächste Frage: »Wie viel hat es gekostet, diesen Abend zu veranstalten?«

»Bree und ihre Eltern, die für uns gekocht haben, haben etwas dafür ausgegeben.«

Ich fragte: »Und wer wird nächste Woche für euch kochen?«

»Jemand anders. Wir wechseln uns ab.«

»Wenn ihr euch abwechselt, dann gebt ihr nicht mehr für Essen aus, als wenn ihr für euch kocht. Es ist eben praktischer, wenn man sich abwechselt und jeweils für alle kocht.«

»Genau!«, sagten sie.

»Ihr habt also kein zusätzliches Geld gebraucht, um einen bedeutungsvollen Abend miteinander zu verbringen. Stimmt das?«

Alle stimmten zu.

Dieser Punkt kann nicht genügend betont werden. Die bedeutungsvollsten Arten des christlichen Dienstes können ohne zusätzliches Geld ausgeführt werden. Die christliche Missionsarbeit, die im ersten Jahrhundert das Römische Reich veränderte, geschah auf diese Weise. Heute findet ohne Frage die größte Erweckung in der Weltgeschichte statt – in der explosionsartigen Ausbreitung der Hausgemeindebewegung in China. Die Leiter der meisten dieser Gemeinden arbeiten den ganzen Tag, die Leute treffen sich in Privathäusern, und die Kosten für das Essen werden geteilt. Außer für den Kauf von Bibeln gibt es kaum weitere Ausgaben. Was die Christen zusammenlegen, wird zum großen Teil

nicht dafür verwendet, vollzeitliche Pastoren zu bezahlen, sondern dafür, Leute aus ihrer Mitte zu unterstützen, die mit dem Evangelium in die jeweilige Nachbarstadt gehen und andere erreichen.

Darüber sprach ich mit einer Gruppe junger Christen, und einer fragte: »Warum ist die Gemeindegemeinschaft in Amerika ganz anders, und wieso hängt hier alles vom Geld ab?«

Ohne eigentlich darüber nachzudenken, antwortete ich mit einer Gegenfrage: »Was steht uns als Amerikanern im Dienst für den Herrn reichlich zur Verfügung?«

»Geld!«, riefen sie.

Dann erklärte ich: »In einer Kultur, in der wir unglaubliche Summen für alles Mögliche ausgeben, hat diese Einstellung auch die Gemeinden beeinflusst. Sie ist Teil unserer Kultur. Es macht einer Familie nichts aus, 200 Dollar für eine Teenager-Wochenendfreizeit pro Teilnehmer auszugeben. Die Freizeit ist eine gute Sache, aber wir erhalten somit den Eindruck, dass Leute auf diese Weise mit dem Evangelium erreicht werden. So haben wir es erlebt und beobachtet, und es hat funktioniert. Deswegen übertragen wir dieses Vorgehen kurzerhand auf Menschen in Kulturen, in denen nicht so viel Geld zur Verfügung steht. Was passiert dort eurer Meinung nach?«

Sie wussten es: »Wir kommen in Konflikt mit ihren Gewohnheiten und den Grundsätzen ihrer Gemeindegemeinschaft.«

Der Gemeindebau könnte dort durchaus *ohne* Geld aus Amerika auskommen, und zweifellos wäre dies auch bisher der Fall gewesen, aber wir bringen den Einheimischen bei, wie das Ganze nur *mit* Geld möglich ist. Doch dazu brauchen sie eben Geld *aus Amerika*, denn sie verfügen nicht über so viel derartiges Geld und leben in einer anderen Kultur.

Als wohlmeinende und großzügige Amerikaner haben wir damit die Grundlage für eine Abhängigkeit gelegt. Wir haben der Gemeindegemeinschaft eine Grenze gesteckt, denn sie kann nur so weit wachsen, wie sie mit Geld aus der westlichen Welt gefördert wird.

So sollte es eigentlich nicht sein, liebe Geschwister.

Sage ich damit, dass es nicht notwendig ist zu geben? Als Antwort greife ich auf die Worte von Paulus zurück: »Das sei ferne!«¹¹ Der Herr Jesus ordnete an, dass wir geben sollen. Es gibt viele in großer Not, denen das Lebensnotwendige fehlt. Und es stimmt auch, dass es unter den Verlorenen viele gibt, die durch den weisen Einsatz von finanziellen Mitteln mit dem Evangelium erreicht werden können und die sonst keine Möglichkeit hätten, es zu hören und ihm zu glauben. Aber es ist eine schlechte Ausgangshaltung, wenn wir denken, dass wir irgendwie überlegen sind, weil wir eine »höhere Kultur« und »bessere Methoden« haben. Diese »Armen« haben uns genauso viel zu geben wie wir ihnen, vielleicht sogar mehr. Die Vorstellung, dass das Evangelium nur durch Geld verbreitet werden kann, ist abwegig und verheerend.

Hören Sie daher bitte gut zu: Das Evangelium wird *durch Menschen zu anderen gebracht, zu denen sie Beziehungen haben. Und es wird durch die Kraft des Heiligen Geistes wirksam.* So war es schon immer, und so wird es bleiben, bis der Herr Jesus wiederkommt.

Geld birgt ein großes Potenzial in sich. Es kann helfen oder hindern, aufbauen oder zerstören. Unsere Einstellung und die damit verbundene Art und Weise, wie wir geben, sind ebenfalls imstande, aufzubauen oder niederzureißen.

Geld kann man in vielerlei Hinsicht mit Feuer vergleichen: Wenn Feuer unter Kontrolle ist und weise benutzt wird, hat es das Potenzial, enorm viel Gutes zu bewirken. Aber wenn es außerhalb gewisser Grenzen brennt, kann es alles zerstören. Wir Christen im Westen beschaffen Geld für die, denen wir helfen sollten, und überschreiten dabei die Grenzen, die dafür gesetzt sind. Dadurch wird oft mehr Schaden angerichtet, als irgendein Nutzen bewirkt wird. Wir müssen die Grenzen kennen. Wir müssen darauf achten, dass das Feuer im Ofen bleibt.

Die Gläubigen im ersten Jahrhundert haben das Evangelium verbreitet. Haben sie dazu jemanden aus einem »reichen Land«

11 A. d. H.: Dieser Ausruf kommt insgesamt 13-mal in den Paulusbriefen vor (vgl. z. B. Röm 3,6).

gebraucht, der ihnen Geld schickte? War die Gemeinde damals auf jemanden angewiesen, der anreiste und den Christen vor Ort ein schönes Gemeindehaus baute, damit sie andere zu Jüngern machen konnten?

Natürlich nicht. Bevor wir also losgehen, um genau das zu tun, müssen wir innehalten und überlegen: ›Ist das die beste Art, wie wir unsere Zeit und unser Geld verwenden können? Werden durch diese Verwendung unseres Geldes diejenigen Beziehungen am besten gefördert, mit deren Hilfe das Evangelium verbreitet wird?‹ Vielleicht ist die Errichtung eines Gemeindegebäudes in manchen Situationen die beste Möglichkeit, Geld einzusetzen. Aber es sei nochmals gesagt: Es könnte noch etwas viel Besseres geben. Worauf ich hinauswill, ist Folgendes: *Wir dürfen nicht einfach annehmen, dass unsere westlichen Methoden die besten sind!*

Haben die Pastoren im ersten Jahrhundert Pkws gebraucht, um von Ort zu Ort zu fahren und das Evangelium zu verbreiten? Natürlich nicht. Sie sind so gereist wie die anderen Leute in der betreffenden Gegend. Stellen Sie sich vor: Das Evangelium kann zu Fuß verbreitet werden! Das ist für uns als Angehörige der westlichen Welt schwer vorzustellen, weil einige von uns selbst 100 Meter zum Geschäft mit dem Auto fahren, um Milch zu kaufen. Deswegen kaufen wir, die wir in Gemeinden der westlichen Welt leben, die ganze Zeit Autos für Pastoren und andere Brüder in der Dritten Welt. Damit erheben wir sie in ihrer Kultur auf die Stufe »superreich«. Und das alles für das Evangelium, das sie in ihrer Kultur durchaus auch zu Fuß verbreiten könnten! Gibt es darüber nicht sogar einen Bibelvers? Ja, jetzt fällt er mir ein: »Wie schön sind die Füße derer, die Gutes verkündigen«¹² (Röm 10,15; RELB). Stellen Sie sich das vor: *schöne Füße*. Ein schönes Auto, darunter kann ich mir etwas vorstellen. Das ist wieder so ein kulturelles Missverständnis von uns: »*Wir* brauchen Autos, sie also auch.«

¹² Hier zitiert nach: <https://www.bibleserver.com/ELB/R%C3%B6mer10%2C15> (abgerufen am 29. 3. 2021). Das hier das Evangelium gemeint ist, geht aus einer Lesart dieses Verses eindeutig hervor (vgl. z. B. UELB).

Waren die verantwortlichen Brüder und Verkündiger im ersten Jahrhundert auf finanzielle Hilfe aus Amerika angewiesen, um überleben zu können? Nein. Sollen wir einem Pastor irgendwo in einem Dorf in der Dritten Welt weitere 300 Dollar im Monat in die Tasche stecken? Vielleicht brauchen wir das zur Beruhigung unseres Gewissens, weil unser Haus sechsmal so groß ist wie das seine. Aber durch solche »großzügigen« Gaben erheben wir diesen Pastor hoch über den Rest seiner Gemeinde. Wir tragen dazu bei, seinen Ruf und seine guten Beziehungen zu den übrigen Glaubensgeschwistern zu ruinieren, und *sorgen mit ziemlicher Sicherheit dafür, dass sie nie mehr etwas in der Gemeinde einlegen werden*. Übrigens ist ein Haus mit ein oder zwei Räumen nichts Schlimmes! Man ist geschützt vor Regen und Kälte, und die Menschen haben jahrhundertlang gern darin gelebt. Vielleicht sollten wir aufhören, unser Gewissen durch derartige Gaben zu beruhigen, die zwar großzügig sind, aber dem Evangelium letztendlich Schaden zufügen. Vielmehr sollten wir uns fragen, ob wir für eine vierköpfige Familie wirklich ein Haus mit zehn Zimmern brauchen. In unserer Kultur wäre das eine herausfordernde Frage.

Was ist also Armut?

Zunächst müssen wir erkennen: Armut besteht nicht darin, dass man kein riesiges Haus und kein Luxusauto hat. Ein einfacher Lebensstil – ohne Autos, Fernseher sowie sonstige technische Vorrichtungen und ohne Fertigmahlzeiten – bedeutet nicht, dass die Leute arm sind.

Die Bibel fordert uns an keiner Stelle dazu auf, Leuten, die schon das Notwendige besitzen, aber einen einfachen Lebensstil haben, ein größeres Haus verschaffen oder sie anderweitig besser auszustatten. Sie redet jedoch davon, dass wir uns um Witwen, Waisen und Flüchtlinge kümmern sollen. Wir sollen uns für die Rechte der Unterdrückten einsetzen. Sie alle haben echte Not und können ihr nicht begeben. Wir sollen uns um die kümmern, die sich selbst nicht versorgen können, die Hungrigen, die Durstigen, die Kranken, die Sterbenden und die vom Tod Bedrohten, die Einsamen.

Und die ganze Bibel betont, dass die Menschen einen Retter brauchen. Wir müssen uns auch um die kümmern, die sich in geistlicher Not befinden und die in ihrem Ego gefangen sind, und um alle diejenigen, die die Botschaft des Herrn Jesus nie gehört haben.

Unser Geben kann wirklich etwas bewirken. Es kann dazu beitragen, das Evangelium zu verbreiten. Aber das geschieht nicht *einfach so*, weil Geld da ist, oder nicht *nur*, weil wir großzügig geben.

Geistliche und materielle Armut wird nicht durch das bloße Ausstellen eines Schecks beseitigt. Vielmehr geschieht dies durch eine Beziehung voller Liebe, Geduld, Weisheit und Verständnis. Das Ziel sollte eine bleibende Veränderung sein, die nicht nur einen Tag oder ein Jahr anhält. Ja, sie geht über das irdische Leben hinaus und erstreckt sich bis in die Ewigkeit. Und wir selbst müssen direkt in solche Beziehungen eingebunden sein.

Geld darf nie als Ersatz dafür gesehen werden, dass wir uns selbst in Beziehungen engagieren, die das Leben von Menschen verändern. Unser Geld muss durch Kanäle fließen, die solche von Liebe, Geduld, Weisheit und Verständnis geprägten Beziehungen fördern und das ewige Ziel im Blick haben. Wenn nicht, dann können wir genauso gut im Luftraum über armen Ländern, in denen das Evangelium bisher weitgehend unbekannt ist, unser ganzes Geld aus dem Flugzeug abwerfen.

Kapitel 4

Armut beenden

*Es ist einfach, Geld zu verdienen.
Es ist viel schwieriger, etwas zu verändern.*¹³

TOM BROKAW

*Reiche und Arme begegnen sich:
Der HERR hat sie alle gemacht.*

SPRÜCHE 22,2

Die Armut beenden. Das ist ein edles Ziel. Zahlreiche Lieder handeln davon. Regierungen reden darüber. Gemeinden beten dafür.

Es wäre wirklich schön, wenn die Armut aufhören würde. Die Kommunisten bedienten sich einer einfachen Methode, um den Unterschied zwischen Arm und Reich aufzuheben – sie machten alle¹⁴ gleich arm. Und solange die Leute in ihrem Machtbereich nichts anderes kannten, konnte man sie hinreichend gefügig machen; das hätte ganz gut laufen können. Aber sie lebten bereits im Informationszeitalter, sodass sie sehen konnten, dass es anderen vielerorts weitaus besser ging.

Was bedeutet es, arm zu sein? Ab wann gilt jemand als reich? In den USA werden Leute offiziell für arm erklärt, wenn sie unterhalb der »Armutsgrenze« leben. Vor Kurzem wurde diese Grenze für eine vierköpfige Familie auf 21200 Dollar Jahreseinkommen fest-

13 <https://de.listasde10.com/testimonials-from-travelers-who-volunteered-abroad> (abgerufen am 29. 3. 2021).

14 A. d. H.: Davon ausgenommen waren natürlich die »Eliten« im kommunistischen Machtbereich. Man muss sogar davon ausgehen, dass hinsichtlich der Besitzverhältnisse die Unterschiede zwischen ihnen und der Masse der Bevölkerung erheblich größer waren als die Einkommensunterschiede zwischen Arm und Reich in marktwirtschaftlich geprägten Ländern der westlichen Welt. Dies gilt natürlich noch heute überall dort, wo Länder von kommunistischen Regimes beherrscht werden.

gelegt.¹⁵ Trotzdem ist auch in solchen Fällen ein großer Flachbildschirm vorhanden, und möglicherweise müsste jeder in der Familie etwa 25 Kilogramm abnehmen, um Normalgewicht zu erreichen. Ist das arm? Nach welchem Maßstab?

Wer in einer Kultur als reich angesehen wird, gilt in einer anderen als arm.

Im Südsudan messen die Dinka ihren Reichtum an ihrer Viehherde. Ein bestimmter Dinka gilt als sehr reich, denn er hat mehrere Hundert Stück Vieh. Aufgrund seines großen Besitzes ist er ein wichtiger Mann in der Gesellschaft, und er verfügt in dieser Kultur über eine angesehene Stellung und eine große Autorität. Wie viele Dinka ist er über 1,90 Meter groß, und weil er so reich ist, wiegt er über 90 Kilogramm. In seiner Kultur ist es ein großes Kompliment, wenn jemand als »fett« bezeichnet wird. Seine aus Flechtwerk und Lehm gebaute Hütte ist mit Stroh gedeckt. Strom gibt es nicht. Seine aus zwei Räumen bestehende Hütte ist doppelt so groß wie andere. Zwei kleine Hütten sind aneinanderggebaut, und so hat seine sechsköpfige Familie ca. 84 Quadratmeter Wohnraum. Darin befindet sich auch der einzige Gegenstand, der uns bekannt vorkommt: ein kleiner eiserner Kochtopf. Dieser Dinka trägt ein deckenähnliches Kleidungsstück, das um seinen Leib gewickelt ist und aus der Wolle seiner eigenen Schafe gewebt wurde. Er trägt Ledersandalen, gefertigt aus der Häuten seiner eigenen Tiere. Er ist stolz. Er ist reich und weiß es auch.

Plötzlich wird es laut. Ein Gedröhn. Ein Auto fährt vor. Es hält vor seiner Hütte. Aus dem Auto springt ein anderer Südsudanese, ein alter Freund. Er kommt aus einer Stadt im Nachbarland zurück, wo er ein Vermögen gemacht hat. Dieser Mann ist wirklich fett, seine Körperfülle oberhalb des Gürtels ist beachtlich und erinnert an viele beleibte Männer bei uns im Westen. Er begrüßt seinen reichen Freund, den Viehbesitzer.

15 A. d. H.: Seit dem Erscheinen der ersten englischsprachigen Auflage dieses Buches (2008) ist dieser Wert zwischenzeitlich auf 23 550 Dollar angestiegen (Stand 2013).

Der reiche Viehbesitzer schaut das Auto an. Er sieht die Arm-
banduhr seines Freundes. Er bemerkt, wie dieser Ringe an den
Fingern und eine Kette um den Hals trägt. Sein Freund hat far-
bige Kleider angelegt und trägt eine Hose mit einem breiten Gürtel
und einer modischen Schnalle. Das Hemd steckt in der Hose und
betont den Bauch wie eine Trophäe.

Jetzt ist alles anders. Der Viehbesitzer ist plötzlich überhaupt
nicht mehr reich.

Er ist ein armer Mann. Und er schämt sich.

Stellen Sie sich vor, Bill Gates würde mich in einem Haus be-
suchen, das ca. 186 Quadratmeter Wohnfläche hat. Er sieht meinen
drei Jahre alten PC und den kleinen Fernseher, der schon 15 Jahre
alt ist. In der Einfahrt hat er unsere beiden Autos bemerkt, beide
mit über 160 000 Kilometern und etlichen Beulen. Wahrscheinlich
würde ich ihm leidtun. Aber auch wenn das der Fall wäre, würde
mich das nicht zu einem armen Mann machen. Eigentlich zeigt
es eher, wie reich er ist. Vielleicht fühlte ich mich ja wohl, wenn
er mich aus Mitleid beschenken würde, aber eigentlich bin ich gar
nicht in Not. (Na ja, wenn ich es mir recht überlege, dann könnte
ich womöglich einen Geländewagen gebrauchen ...)

Auf dieselbe Art könnte ich eine uigurische Familie besuchen.
(Die Uiguren sind eine muslimische Volksgruppe im Nordwesten
Chinas.) Acht Personen teilen sich 93 Quadratmeter. Sie haben
kein Auto, sondern nur einen Eselskarren, mit dem sie in die
Stadt fahren. Vielleicht tun sie mir leid. Aber das macht sie keines-
wegs arm, sondern zeigt nur meine Werte. Es lässt erkennen, wie
materialistisch ich eingestellt bin.

Wir haben also Folgendes gesehen: Ich bin ärmer als Bill Gates,
aber ich bin nicht arm. Die Angehörigen der uigurischen Familie,
an die ich gedacht habe, sind ärmer als ich, aber das bedeutet eben-
falls nicht, dass sie arm sind. Ja, im Rahmen ihrer gesellschaftlichen
Verhältnissen können sie ihren Lebensunterhalt bestreiten.¹⁶

16 A. d. H.: Dies sagt allerdings nichts aus über die von der chinesischen Zentralregierung
verfolgte Politik der rücksichtslosen Unterdrückung der Uiguren, die seit der

Was ist *arm*? Was ist *reich*? Sollten wir auch hier Einsteins Relativitätstheorie anwenden? Bevor wir daherkommen und die Armen bemitleiden und ihnen Geld geben, ist es wichtig, dass uns klar wird, wer wirklich arm ist.

Ist Armut einfach eine Sache des Vergleichs – jemand hat mehr Geld und Besitz als andere? In der Bibel gibt es dazu eindeutige Aussagen: »Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, soll uns das genügen« (1Tim 6,8; Schlachter 2000). *Genug* bedeutet nach der Bibel, dass wir Nahrung und Schutz vor den Unbilden der Witterung haben. Wenn wir nicht genug zu essen haben, dann ist das Armut. Wenn wir dem Wetter schutzlos ausgesetzt sind, dann sind wir arm. Wenn es keinen Schutz vor Hitze, Regen und Kälte gibt, wenn die Menschen aufgrund der Verhältnisse in ihrer Umgebung von Krankheiten und Tod bedroht sind, wenn es keine Hilfe für Kranke und Sterbende gibt, dann herrscht dort Armut.

In der Bibel werden wir an etlichen Stellen aufgefordert, uns um die zu kümmern, die sich nicht selbst versorgen können. Die Witwen. Die Waisen. Die Fremden. Die Unterdrückten. Die Kranken.

Die Witwe

Dieser Frau ist der Ehemann genommen worden. Sie ist allein. Sie muss sich um ihre Kinder kümmern und ihren Lebensunterhalt bestreiten. Das ist eine Last. Wegen dieser Situation ist sie meist finanziell arm, aber sie ist häufig auch allein und verarmt, was die Beziehungen betrifft.

Hier gibt es einen geistlichen Vergleich. Die Ehe soll die Beziehung zwischen Christus und der Gemeinde widerspiegeln. Wenn eine Frau ihren Ehemann verliert, hat sie keinen Beschützer und Versorger mehr. Dann sollte die Gemeinde eingreifen und die-

Veröffentlichung der ersten englischsprachigen Auflage dieses Buches (2008) wieder verstärkt betrieben wird und die vom ehemaligen US-Außenminister Pompeo als »Völkermord« bezeichnet wurde.

ser Frau helfen, so wie der Herr Jesus der Gemeinde beisteht. Dabei geht es nicht um eine Empfehlung; die Bibel verlangt dies von uns. Wir *müssen* das tun.

Das Waisenkind

Wie der Witwe ist diesem Kind genommen worden, was es für sein Wohlbefinden unbedingt braucht. Es hat seine Eltern verloren, was sich ansatzweise damit vergleichen ließe, dass die Gläubigen, die Kinder Gottes, Gott den Vater verlieren (wenn dies möglich wäre). Diese Beziehung zwischen den Eltern und Kindern darf nicht angetastet werden, und wenn sie durch Tod beendet wird, muss die Gemeinde eingreifen und handeln. Diese Kinder müssen versorgt werden, sonst werden sie wohl nie begreifen, wer der himmlische Vater ist. Das Waisenkind ist wirklich bedürftig.

Aids macht mehr Kinder zu Waisen, als wir uns vorstellen können, besonders in Afrika. Wir sollten uns daran beteiligen, kulturell geeignete Wege zu finden, diesen Kindern zu helfen. Manchmal behält unser Mitgefühl gegenüber einem weisen Vorgehen unsererseits die Oberhand. Wir sollten großzügig sein *und* nach bestimmten Prinzipien handeln. (In späteren Kapiteln des Buches werden wir auf diese Prinzipien näher eingehen.) Jedes Mal, wenn wir den Einheimischen beistehen, sich nachhaltig um andere Menschen vor Ort zu kümmern, ist unsere Gabe sehr gut investiert.

Unterschätzen Sie nie die Fähigkeit der Leute, sich um Menschen ihres Umfelds zu kümmern. Sie haben immerhin die Fähigkeit, in ihrer Kultur über die Runden zu kommen, wir dagegen nicht. Sie *wollen* es schaffen und brauchen manchmal nur etwas Starthilfe, um etwas in Gang zu bringen. Wenn sie diese Hilfe bekommen, können Sie geradezu zusehen, wie sie »durchstarten«.

Ich war erstaunt darüber, wie die einheimischen Gemeinden in Burundi und Ruanda – zwei der ärmsten Länder der Welt – sich um die Waisen vor Ort kümmern. Die Gemeinden werden dabei

weise unterstützt. Unsere Gaben können gut investiert werden in Projekten, in denen solche Waisenkinder sich selbst versorgen können, weil ihnen altersgerechte Tätigkeiten übertragen werden. Es gibt christliche Organisationen, die mit ihren Partnern in den einheimischen Gemeinden zusammenarbeiten und sie wirksam dazu befähigen, sich nach dem Grundsatz »Hilfe zur Selbsthilfe« um die Waisen zu kümmern.

Der Fremde bzw. der Flüchtling

Die Witwe hat ihren Mann verloren, das Waisenkind hat seine Eltern verloren, aber der Flüchtling hat seine Heimat verloren.

Auch in dem Wort »Heim« findet sich ein Aspekt, der mit Unantastbarkeit zu tun hat. »Fremde« bezieht sich in der Bibel auf Menschen, die heimatlos nach Israel kamen – oft aufgrund von Krieg, Hungersnot, Unruhen oder anderen Ursachen in ihrem eigenen Land. Manchmal waren diese Fremden einfach Durchreisende, manchmal wollten sie auch bleiben. In beiden Fällen gebot der Herr dem Volk Israel, die Fremden aufzunehmen. Wenn sie eine neue Heimat suchten, so bestand die Verantwortung der Israeliten darin zu gewährleisten, dass sie arbeiten und sich selbst versorgen konnten (wie im Buch Ruth).

Wahrscheinlich ist niemand so verzweifelt und verlassen wie die Flüchtlinge, die kriegsbedingte Verwüstungen miterlebt haben und Augenzeugen vieler Grausamkeiten (Morde usw.) geworden sind. Jetzt suchen sie Zuflucht in einem Land, das nicht ihre Heimat ist. Viele von ihnen leben unter uns, in unserem eigenen Land. Gott ist in seinem Herzen über solches Leid tief betrübt. Das sollte auch auf uns zutreffen. Unsere Mitarbeiter und unsere Gaben sollten unter diesen scheinbar Verlorenen und Vergessenen zum Einsatz kommen.

Der Unterdrückte

Er ist der Gerechtigkeit beraubt. Wer versklavt ist, hat vielleicht genug zu essen und ein Dach über dem Kopf. Aber er wird von Gott auf die gleiche Stufe gestellt wie die leiblich Armen. Dazu gehören Prostituierte, die von ihren Zuhältern wie Gefangene gehalten werden. Auch die Kinder, die zur Arbeit gezwungen oder als Sexsklaven verkauft werden, zählen dazu. Und dann sind da die Gläubigen, die wegen ihres Glaubens an den Herrn Jesus inhaftiert worden sind und die um ihres Zeugnisses willen heftig verfolgt werden. Der Herr Jesus sagt, dass wir sie besuchen sollen. Wenn sie in einem anderen Land leben, sollten wir alles dafür tun, dass ihnen Gerechtigkeit widerfährt. Es gibt Christen, die sich zu Organisationen zusammengeschlossen haben, um solche Ungerechtigkeit zu bekämpfen. Unsere Gemeinden sollten mit ihnen zusammenarbeiten, denn sie nehmen den Herrn beim Wort. Unsere Gaben können hier gut eingesetzt werden, weil diese Nöte Gott sehr am Herzen liegen.

Die wirklich Armen: Die Hungernden, die Durstigen, die Kranken

Hieran haben wir die Liebe erkannt, dass er für uns sein Leben hingegeben hat; auch wir sind schuldig, für die Brüder das Leben hinzugeben. Wer aber irgend irdischen Besitz hat und sieht seinen Bruder Mangel leiden und verschließt sein Herz vor ihm, wie bleibt die Liebe Gottes in ihm? Kinder, lasst uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern in Tat und Wahrheit (1Jo 3,16-18).

Wenn das Leben unserer Brüder und Schwestern vom Hungertod und von Krankheiten bedroht ist, können unsere reichhaltigen Mittel ihnen das Leben retten. Wenn wir uns aber abwenden und

nichts tun, so stellt der Apostel Johannes infrage, ob wir überhaupt gerettet sind. Er fragt: »Wie bleibt die Liebe Gottes in ihm?«

Die offensichtliche Antwort auf diese rhetorische Frage lautet: »Sie bleibt nicht in ihm.« Wir haben nicht die Möglichkeit, uns abzuwenden. Wir müssen handeln.

... denn ich war hungrig, und ihr gabt mir zu essen; ich war durstig, und ihr gabt mir zu trinken; ich war Fremdling, und ihr nahmt mich auf; nackt, und ihr bekleidetet mich; ich war krank, und ihr besuchtet mich; ich war im Gefängnis, und ihr kamt zu mir (Mt 25,35-36).

Der Herr Jesus gab sein Leben für uns, als wir geistlich verloren waren. Wenn wir zu ihm gehören, werden wir handeln. Das betonen der Herr Jesus und der Apostel Johannes.

Wenn Gemeinden sich nicht um solche Angelegenheiten kümmern, hat der Herr strenge Worte für sie.

Kapitel 5

Der hohe Preis einer kostenlosen Mahlzeit

Was die Bibel über Arbeit lehrt

*Es ist nutzlos zu versuchen, Menschen zu helfen,
die sich nicht selbst helfen. Man kann nur jemanden
eine Leiter hinaufstoßen, wenn er bereit ist, selbst zu klettern.*¹⁷

ANDREW CARNEGIE

*Denn auch als wir bei euch waren, geboten wir euch dieses:
Wenn jemand nicht arbeiten will, so soll er auch nicht essen.*

DER APOSTEL PAULUS IN 2. THESSALONICHER 3,10

Kann jemand noch mehr seiner menschlichen Bestimmung entfremdet werden, als dass man ihm die Notwendigkeit zum Arbeiten nimmt? Wahrscheinlich nicht.

Wenn eine Regierung eingreift und die Leute dafür bezahlt, dass sie nichts tun, so ist dies das Verhängnisvollste und Schlimmste, was einer Kultur passieren kann. Es ist traurig, aber wahr: Von seiner natürlichen Veranlagung her weicht der Mensch der Arbeit am liebsten aus. Allgemein gesehen wird uns Menschen nicht beigebracht, zu arbeiten und dahin zu kommen, dass wir uns an der Arbeit freuen. Wenn aber gewisse Zwänge vorliegen, kann sich dies ändern.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich mit meinem Vater und meinen beiden Brüdern einige Tage im wunderschönen Gla-

¹⁷ <https://www.aphorismen.de/zitat/27945> (abgerufen am 29. 3. 2021).

cier National Park in Montana verbrachte. Das ist schon viele Jahre her. Wir haben geangelt und sind gewandert, wobei wir die unglaubliche Schönheit der Natur genießen konnten. Die kleinen Erholungsorte im Nationalpark (wie St. Mary und East Glacier) mit ihren ausgezeichneten Übernachtungsmöglichkeiten faszinierten uns.

Dann verließen wir die Berge, indem wir durch die Kiefern- und Pappelwälder immer weiter in tiefer gelegene Regionen kamen, bis wir das Randgebiet der Great Plains¹⁸ erreichten. So trafen wir schließlich in der kleinen Stadt Browning ein. Wir wollten dort zu Abend essen, und wir waren hungrig. Ich hatte eine gemütliche und schicke Kleinstadt erwartet, für die all die Touristen, die zum Nationalpark fahren oder von dort kamen, eine einträgliche Einnahmequelle waren. Was wir bei der Ankunft vorfanden, waren allerdings verwahrloste Gebäude und abgemagerte Hunde, wobei die Hausgärten mit Unkraut überwuchert waren, Rasenflächen fast völlig fehlten und die Fenster vieler Häuser mit Brettern vernagelt waren. Wir waren in einem Indianerreservat. Weil sich rechts an der Straße ein Subway-Imbiss befand, hielten wir dort zum Essen.

Ich war total überrascht, dass der Imbiss von Weißen geführt wurde. Anschließend hielten wir uns kurz in dem Lebensmittelgeschäft auf, das sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand. Auch hier arbeiteten fast nur Weiße. War das nicht ein Indianerreservat? Was hatte es damit auf sich, dass die Weißen die Geschäfte führten und dort angestellt waren? Erst Jahre später verstand ich die diesbezügliche Situation besser.

Während eines Sommers verbrachte ich ein paar Wochen mit etwa 25 Jugendlichen, indem wir einen evangelistischen Einsatz in Browning, in ebendieser Kleinstadt, durchführten. Uns ist aufgefallen, dass die Geschäfte, die Tankstellen und die Restaurants fast alle von Menschen geführt wurden, die nicht zur indigenen Bevölkerung gehörten. Das trifft auch auf Kasinos und

18 A. d. H.: Sich von ca. 1800 Meter bis auf ca. 600 Meter nach Osten hin abflachender, etwa 700 Kilometer breiter Naturraum zwischen den Rocky Mountains und dem zentralen Tiefland von Nordamerika (Kanada/USA).

Ferienhäuser zu, die in anderen Indianerreservaten nur so aus dem Boden sprießen. Jeder kann sich davon vor Ort selbst überzeugen. Fast alle Leute, die dort arbeiten, sind Weiße.

Als wir während des Einsatzes in Montana waren, halfen die Jugendlichen einer Familie, die ein kleines mexikanisches Restaurant hatte. Es gehörte zu den wenigen Unternehmen im gesamten Reservat, die von Indianern geführt wurden. Wir halfen den Eigentümern, Helen und Jack, den Innenanstrich zu erneuern und das Restaurant gründlich zu reinigen.

Ich überschüttete sie mit Tausenden Fragen, weil ich wissen wollte, wie man ein Geschäft dort führt. Dabei fand ich heraus, dass es dort relativ einfach ist, eine Firma ins Leben zu rufen, und dass der bürokratische Aufwand erstaunlich niedrig ist. Firmengründer werden auch nicht vom Gesundheitsamt überwacht und brauchen sich keine Gedanken zu machen, dass sie aufgrund von irgendwelchen unsinnigen bürokratischen Forderungen vielleicht gezwungen wären zu schließen. Es hatte den Anschein, als ob die Bedingungen für einen Geschäftsbeginn dort sehr günstig wären. Wir beobachteten auch, wie gut das Geschäft lief. Andauernd kamen Leute, um ihre tägliche Essensbestellung abzuholen oder um dort zu essen. Die Kunden kamen aus der näheren Umgebung. Für die Restaurantbesitzer war dies also ein gut gehendes Geschäft.

Günstige Startchancen also, wenig Bürokratie, viele Kunden. Super!

Warum waren wir – eine Jugendgruppe aus Oregon – da, um den beiden zu helfen, das Lokal zu reinigen und zu streichen? Dazu seien hier Helens Worte wiedergegeben: »Vielen herzlichen Dank, dass ihr uns beim Streichen geholfen habt. Wir können hier niemanden finden, der solche Arbeiten übernimmt.« Ich war etwas schockiert. Die Arbeitslosigkeit im Reservat lag bei 70 Prozent.

Ich dachte, unser Einsatz würde ihnen helfen, weil ich annahm, dass sie nicht genug Geld hatten, um die Arbeiten erledigen zu lassen. Sie sagten jedoch, dass sie Geld hätten, um entsprechende

Arbeiten zu vergüten. Allerdings war einfach niemand bereit, sie zu übernehmen.

Helen erzählte weiter: »Wir kommen gerade aus Kalifornien zurück, wo wir unsere Tochter und unsere Enkel besucht haben. Wir mussten das Restaurant für diese zwei Wochen schließen, in denen wir unterwegs waren. Wir können niemanden finden, der zuverlässig das Restaurant führt, wenn wir weg sind. Im ersten Jahr sind die Leute, die wir angestellt haben, nicht einmal aufgetaucht. Im zweiten Jahr haben sie vieles gestohlen, während wir verreist waren. Deswegen haben wir uns gedacht, dass es billiger sei, wenn wir das Restaurant in der Zeit unserer Abwesenheit schließen würden. Wir machen dabei Verlust, aber dieser wäre größer, wenn wir jemanden von hier anstellen würden, damit er es in unserer Abwesenheit weiterführt.«

»Wie lange habt ihr das Restaurant schon?«, fragte ich.

Jack antwortete: »Wir haben vor ungefähr fünf Jahren eröffnet.«

»Wie viele Leute haben in der Zeit schon für euch gearbeitet?« Ich dachte, dass sie vielleicht nicht genug Leuten eine entsprechende Möglichkeit gegeben hatten.

»Ungefähr 80. Aber sie arbeiten meist nur bis zum ersten Lohn. Dann verschwinden sie für immer. Manche kommen nicht zur Arbeit und rufen auch nicht an, bevor sie nach zwei Wochen wieder vorbeischaun und sagen, dass sie nach Billings¹⁹ gefahren sind, um Verwandte zu besuchen.«

»Wer hat am längsten bei euch gearbeitet?«, fragte ich dann.

»Ein Mädchen. Sie blieb zwei Monate da. Dann verschwand sie einfach«, erwiderte Helen.

»Warum ist es so schwer, jemanden zu finden?«

»Niemand will arbeiten. Arbeitsmoral gibt es hier nicht mehr. Die Leute wissen nicht, was es heißt, Verantwortung zu übernehmen. Sie wollen nicht arbeiten, weil sie nicht arbeiten müssen.«

19 A. d. H.: Größte Stadt im US-Bundesstaat Montana, ca. 550 Autokilometer von Browning entfernt.

Ich fragte den Pastor der dortigen Gemeinde, wie viele Alkoholiker es im Reservat gebe. »Mindestens 90 Prozent der Männer sind Alkoholiker. Ich gehörte auch dazu, bis der Herr Jesus mein Leben in die Hand nahm.«

Ich war tief betrübt, als ich verstand, wie es den Indianern dort ging. Mir ist auch klar geworden, dass ich mich wohl in der gleichen Lage befinden würde, wenn mir von Kindheit an alles von den staatlichen Stellen zugesteckt worden wäre. Es fehlt der Antrieb zum Arbeiten, wenn man kein entsprechendes Vorbild hat, wenn Untätigkeit belohnt wird und wenn die Miete steigt, falls man eine Arbeit annimmt. Je mehr man verdient, desto höher ist die Miete.

Es entspricht der menschlichen Natur, dass wir nur dann arbeiten, wenn wir müssen. Wenn wir arbeiten müssen, um etwas zu essen und ein Dach über dem Kopf zu haben, dann arbeiten wir. Und dann stellen wir oft fest, dass die Arbeit sehr bereichernd sein kann.

Man schafft neue Arbeitsstellen. Aber die neuen Stellen haben nicht zur Senkung der Arbeitslosigkeit unter den Indianern geführt. Eine Analyse hat ergeben, dass in Reservaten mit einem neuen Kasino (und vielen neuen Stellen) die Arbeitslosigkeit zwischen 1990 und 1997 um 0,4 Prozent leicht auf 54,4 Prozent gestiegen ist. Jacob Coin, der ehemalige Direktor der National Indian Gaming Association, hat den Grund dafür angegeben: 75 Prozent der Stellen in den Kasinos der Reservate werden nämlich von Menschen besetzt, die nicht zur indigenen Bevölkerung gehören.

In einem Indianerreservat, das an der Grenze zwischen Kalifornien und Arizona gelegen ist (Fort Mojave Indian Reservation²⁰), stieg die Arbeitslosenrate von 27,2 Prozent im Jahr 1991 auf 74,2 Prozent im Jahr 1997. Gary Goforth, der für dieses Reservat zuständige Verwaltungsbeamte, räumte ein, dass nur wenige der 675 Stellen in den beiden finanziell angeschlagenen Kasinos vor

20 A. d. H.: Auch als *Fort Mohave Indian Reservation* bezeichnet.

Ort von Stammesangehörigen besetzt sind. Seinen Worten zufolge will nicht jeder ein Croupier sein, ein Kasino betreiben oder gar ein Restaurant führen.

Wir Weißen haben den Indianern viel Unrecht angetan. Wir haben Verträge gebrochen. Wir haben uns widerrechtlich riesige Gebiete angeeignet. Wir haben die Ureinwohner in relativ kleine Reservate zurückgedrängt, die zur Aufrechterhaltung ihres Lebensstils völlig unzulänglich sind.

Das war alles schlimm genug. Aber nichts davon ist so schlimm wie das, was wir als Nächstes getan haben.

Die Behörden und staatlichen Stellen in den USA haben versucht, das wiedergutzumachen, wobei vielleicht Schuldgefühle eine Rolle spielten. Es kann wohl als eine Art Sühneakt verstanden werden, was wir dann taten: Wir gaben den Angehörigen der indigenen Bevölkerung viel Geld dafür, dass sie fortan in den ihnen zugewiesenen Reservaten lebten und im Grunde nichts taten. Das war eigentlich noch schlimmer als irgendeines der Verbrechen, die wir vorher an ihnen verübt hatten. Damit haben wir ihnen nämlich den Willen zum Arbeiten geraubt. Indem wir sie von der Notwendigkeit zum Arbeiten befreit haben, haben wir ihnen einen wichtigen Bestandteil des menschlichen Lebens genommen. Einen Bestandteil, der uns Würde und Selbstachtung verleiht – nämlich *die Arbeit*.

In der Schrift finden wir ein paar recht deutliche Worte über die Arbeit:

Auch wer sich lässig zeigt in seiner Arbeit, ist ein Bruder des Verderbers (Spr 18,9).

Die Begierde des Faulen tötet ihn, denn seine Hände weigern sich zu arbeiten (Spr 21,25).

Am Feld eines faulen Mannes kam ich vorüber, und am Weinberg eines unverständigen Menschen. Und siehe, er war ganz

mit Disteln überwachsen, seine Fläche war mit Unkraut bedeckt und seine steinerne Mauer eingerissen (Spr 24,30-31).

Denn ihr selbst wisst, wie ihr uns nachahmen sollt; denn wir haben nicht unordentlich unter euch gelebt, noch haben wir von jemand Brot umsonst gegessen, sondern wir haben mit Mühe und Beschwerde Nacht und Tag gearbeitet, um nicht jemand von euch beschwerlich zu fallen. Nicht, dass wir nicht das Recht dazu haben, sondern damit wir uns selbst euch zum Vorbild gäben, damit ihr uns nachahmt (2Thes 3,7-9).

Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern arbeite vielmehr und wirke mit seinen Händen das Gute, damit er dem Bedürftigen etwas zu geben habe (Eph 4,28).

Was irgend ihr tut, arbeitet von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen, da ihr wisst, dass ihr vom Herrn die Vergeltung des Erbes empfangen werdet; ihr dient dem Herrn Christus (Kol 3,23-24).

1964 führte US-Präsident Johnson ein neues Sozialprogramm («Krieg gegen die Armut») ein, um den Reichtum der Gesellschaft größtenteils mithilfe des Staates umzuverteilen und mehr Bevölkerungsgruppen als bisher zukommen zu lassen. Infolgedessen wurde das alte Sozialsystem, das in den 1930er-Jahren unter Roosevelt geschaffen worden war, erheblich erweitert, doch gleichzeitig entstand eine neue Armut: Einem Teil der Menschen wurde die ihnen schöpfungsmäßig zugedachte und mit der Arbeit verbundene Würde genommen.

Es stimmt, dass auch »die Armen« oft übergewichtig sind und in einem Luxus leben, von dem man in der Dritten Welt höchstens träumen kann. Im *materiellen* Sinn sind viele gar nicht arm. Aber die innere Einstellung («ich habe ein Anrecht auf Unterstützung«

und »ich brauche Unterstützung«) hat jetzt eine viel schlimmere *geistige* Armut erzeugt, die überwunden werden muss.

Über 500 000 000 000 Dollar wurden an staatlicher Entwicklungshilfe in den letzten 50 Jahren an afrikanische Länder gezahlt. Das habe ich in einem Artikel gelesen. In demselben Artikel hieß es, dass Afrika heute wirtschaftlich schlechter dasteht als 1949. Staatliche Umverteilung des Reichtums scheint zur Verarmung von den Leuten beizutragen, denen man eigentlich damit helfen will. Aber die Gemeinde macht weiterhin denselben Fehler, den unsere staatlichen Stellen begangen haben und weiterhin begehen. Geld, das man den Armen einfach so gibt, könnte eigentlich viel besser verwendet werden, wenn man es einem Ehepaar gibt, um den Betreffenden zu helfen, sich und ihre Familie zu versorgen. Hier muss sich das Handeln der Gemeinde radikal von staatlicher Entwicklungspolitik unterscheiden. Wir müssen uns vor Augen halten, dass jedem Menschen von Gott eine Würde zugehört worden ist, die nicht angetastet werden darf. Jeder Mensch wurde im Bild Gottes geschaffen. Er hat eine Würde als Person, und er hat die Würde zu arbeiten. Arbeit gehört zu unserer Bestimmung, weil wir im Bild Gottes geschaffen worden sind.

Vor ein paar Tagen sprach ich mit einer Ärztin darüber, wie sie Nahrungsmittel in Uganda während einer großen Hungersnot verteilt hat. Für alle, die dazu imstande waren, fand sie eine Aufgabe – entweder bei der Verteilung der Lebensmittel oder bei dem Bemühen, Projekte in Gang zu bringen, um die nächste Hungersnot zu verhindern.

Die Leute dort behielten ihre Würde auch in den schlimmsten Lebensumständen. Niemand beschwerte sich, dass er arbeiten musste. Alle bedankten sich vielmehr bei der Ärztin, dass sie arbeiten durften. Ich habe aber auch von Regierungsprogrammen in den betroffenen Ländern gehört, denen zufolge es den Mitarbeitern ausdrücklich untersagt wurde, die Notleidenden zur Arbeit zu bewegen. Bei anderen Hilfsprogrammen versucht man gar nicht erst, die Leute zur Arbeit zu motivieren, weil es

aufseiten der Geber mehr Planung und mehr Einsatz erfordert, Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Durch diese einseitige Hilfe wird die Abhängigkeit erhöht, und die Leute werden ihrer Würde beraubt. Sicher sollte man sich um diejenigen kümmern, die so krank sind, dass sie nicht arbeiten können, denn sie müssen erst wieder auf die Beine kommen. Aber wenn Menschen gesund sind, dann ist Arbeit etwas Gutes. Es ist genau das, was sie brauchen.

Die Bibel redet deutlich darüber:

Denn auch als wir bei euch waren, geboten wir euch dieses: Wenn jemand nicht arbeiten will, so soll er auch nicht essen. Denn wir hören, dass einige unter euch unordentlich wandeln, indem sie nichts arbeiten, sondern fremde Dinge treiben. Solchen aber gebieten wir und ermahnen sie in dem Herrn Jesus Christus, dass sie, in der Stille arbeitend, ihr eigenes Brot essen (2Thes 3,10-12).

Wir müssen Menschen den Wert der Arbeit beibringen und sie dazu befähigen, durch die Arbeit ihrer eigenen Hände ihren Lebensunterhalt selbst zu bestreiten.

Um die Armut auf der Welt zu bekämpfen, geht es nicht darum, Unmengen materieller Güter und riesige Geldbeträge umzuverteilen. Es geht darum, dass wir selbst einfacher leben und unser Geld und unsere Zeit einsetzen, um Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Dadurch können die Leute mit der ihnen zugeordneten Würde leben – als diejenigen, die in Gottes Bild erschaffen wurden.

Ein Mann sitzt an der Straße mit dem Schild: »Arbeite für eine Mahlzeit.« Es ist an sich nicht verkehrt, ihm ein paar Münzen zu geben. Aber es gibt weit Besseres: den Mann im Grunde wieder auf die Beine bringen und ihm eine Arbeitsmöglichkeit verschaffen. Es ist viel einfacher, ihm aus dem Autofenster etwas zuzuwerfen. Wer weiß, ob er nicht arbeiten *will* oder nicht arbeiten *kann*? Liegt es an körperlichen Gebrechen oder psychischen Erkrankungen? Oder gibt es einen anderen Grund – welchen auch immer? Es kostet Zeit

und Geld und ist auch mit Mühe verbunden, anderen tatsächlich Arbeit zu verschaffen. Doch wenn wir uns um Arbeitsmöglichkeiten für jemanden kümmern und ihn unterstützen, wieder auf die Beine zu kommen, so wäre das die beste Verwendung unserer Gaben. In der Welt sehnen sich viele zutiefst danach, eine solche Chance zu bekommen.

Unsere Unterstützung aus den Gemeinden und von Einzelnen sollte genau dorthin fließen, wo die Menschen (wieder) in Arbeit kommen. Anderenfalls geben wir nicht so, wie es den Gedanken Gottes entspricht.

Teil II

Die vier grundlegenden Prinzipien wahrer Großzügigkeit

Kapitel 6

Vier grundlegende biblische Prinzipien des Gebens

*Ein Haus ohne Fundament
kann zweimal so schnell gebaut werden,
doch es steht nur halb so lange.²¹*

*Und jeder, der diese meine Worte hört und sie nicht tut,
der wird mit einem törichten Mann verglichen werden,
der sein Haus auf den Sand baute; und der Platzregen fiel herab,
und die Ströme kamen, und die Winde wehten
und stießen an jenes Haus; und es fiel, und sein Fall war groß.*

MATTHÄUS 7,26-27

Eine Lektion, die wir hier in Amerika schmerzhaft lernen müssen, besteht darin, dass Geld allein nur sehr wenige Probleme löst. Tatsächlich kann Geld, zum Beispiel im Falle des amerikanischen Wohlfahrtssystems, noch größere Probleme oder größere Armut verursachen, als es verhindern soll.

Viele Gemeinden und einzelne Christen haben den Wunsch, großzügig zu geben und Mitarbeitern im Werk des Herrn in anderen Kulturen oder jenen in armen Ländern, denen das zum Leben Notwendige fehlt, Gutes zu tun. Dabei können diese Gemeinden und Gläubigen dieselben Probleme hervorbringen, wie es sie in unserer Heimat gibt – nämlich sowohl Abhängigkeit als auch Kor-

21 A. d. H.: Der Autor weist in der Originalausgabe des Buches an dieser Stelle darauf hin, dass dies der Wortlaut eines chinesischen Sprichworts sein *könnte*. Natürlich gibt es zahlreiche Sprichwörter aus dem Reich der Mitte, die eine ähnliche Wahrheit zum Ausdruck bringen, so z. B. das folgende: »Wer ein hohes Haus bauen will, muss lange am Fundament verweilen.«
Vgl. dazu: https://de.wikiquote.org/wiki/Chinesische_Sprichw%C3%B6rter (abgerufen am 29. 3. 2021).

ruption. Die Alternative besteht darin, auf die rechte Weise zu geben – so, dass die Betroffenen gestärkt und ermutigt werden, doch man kann auch so geben, dass dies schließlich zu Schwächung führt und zugrunde richtet.

Ich gebe hier eine Einleitung zu einigen biblischen Prinzipien. Wir müssen lernen, diese anzuwenden, wenn wir geben – besonders über kulturelle Grenzen hinweg.

Beziehung an erster Stelle

Eine intakte und lebendige Beziehung ist die Grundlage, wenn es um weises Geben geht. Es ist interessant zu beobachten, dass der Apostel Paulus, als er nach Thessalonich kam, »Nacht und Tag« arbeitete, um niemandem zur Last zu fallen (2Thes 3,7-8; vgl. insbesondere V. 8). Bevor er mit den Neubekehrten eine Beziehung aufgebaut hatte, sah er nicht nur davon ab, um Geld zu bitten, sondern er hatte es sich auch zum Grundsatz gemacht, finanzielle Gaben in dieser Phase seines Dienstes konsequent abzulehnen.²² Offensichtlich war er davon überzeugt, dass das Thema »Geld« in einem zu frühen Stadium der Beziehung zueinander Misstrauen erwecken konnte.

In der Apostelgeschichte findet das erste Geben im Kontext von Beziehungen statt: Jene, die *hatten*, gaben jenen aus ihrem Umfeld, die *nicht hatten* (vgl. Apg 2,44-45).

Fragen Sie sich: Ist meine Beziehung zu der Person, der ich gebe, von gegenseitigem Vertrauen und Respekt geprägt, oder basiert sie oberflächlich auf einer gekonnt vorgetragenen Rede oder einem Aufruf, der an die Gefühle appelliert?

²² A. d. H.: Man beachte, dass die Situation in Philipper 4,10ff. eine völlig andere war: Dort war Paulus (etliche Jahre nach der Gründung der Gemeinde Philippi) bereits Gefangener in Rom. Außerdem hatte er auch in diesem Fall nicht um Geld gebeten.

Verantwortlichkeit

Verantwortlichkeit ist von entscheidender Bedeutung.

Der Apostel Paulus stellte sicher, dass es diese gab. In 1. Korinther 16,1-4 und wiederum in 2. Korinther 8,18-21 führte Paulus Vorkehrungen ein, die seine Verantwortlichkeit und die Überprüfbarkeit von Spenden und Gaben gewährleisteten. Er selbst begibt sich in eine Position, in der er in jeder Beziehung überprüfbar ist. Wenn Paulus der Überzeugung war, dass *er* über den Gebrauch von Gaben Rechenschaft ablegen sollte, wie können wir dann daraus schließen, dass jemand anders dies nicht nötig hätte?

Direkt einer einzelnen Person zu geben, statt ihr die Spende durch eine Organisation zukommen zu lassen, deren finanzielle Angelegenheiten überprüft werden können, ist keine solide Methode und hat schon viele Gläubige geistlich zugrunde gerichtet.

Fragen Sie sich: Wer ist dafür verantwortlich, das Gehalt der Person festzulegen, der Sie etwas geben? Wer stellt sicher, dass das, was gegeben wurde, auch für den vorgesehenen Zweck verwendet wird?

Nachhaltigkeit vor Ort und Selbstständigkeit

Unser Geben sollte keine Abhängigkeiten erzeugen, sondern darauf abzielen, dass vor Ort Nachhaltigkeit in jeder Beziehung gefördert wird und die eigenständige Fortführung der Arbeit möglich ist.

Nach den Worten der Schrift sollen diejenigen, die gelehrt werden, die Lehrer finanziell unterstützen. Wie kann dies geschehen, wenn alle Bedürfnisse der Lehrer bereits von außenstehenden Personen abgedeckt werden? Und wie kann ein Programm, das in einer bestimmten Kultur letzten Endes nicht ohne fremde Hilfe auskommt, für diese Kultur angemessen sein? Wie kann hier Wachstum entstehen, durch das Angehörige des ganzen Clans,

des Stammes oder der Volksgruppe zu Jüngern gemacht werden? Ein Programm nur dann fortzusetzen, solange es Hilfe von außen bekommt, schafft Abhängigkeit – es beraubt die Empfänger der Handlungsmöglichkeiten und schwächt die Gemeinde. Warum sollten die Gemeindeglieder einen Pastor unterstützen, dessen Gehalt schon von anderen gezahlt wird? Wieso sollten sie Geld für ein Werk geben, das bereits vollständig finanziert wird? Leider führt dies dazu, dass wir so die Gläubigen vor Ort unbeabsichtigt lehren, nicht zu geben. Ist es das, was wir erreichen wollen?

Fragen Sie sich: Wird das Projekt, das ich finanziell unterstütze, immer wieder und sehr häufig Gelder aus dem Ausland benötigen, damit es aufrechterhalten werden kann, oder sind diese Gelder wie der Samen einer Pflanze, die von Einheimischen begossen und gepflegt werden kann?

Gerechtigkeit²³

Die finanzielle Gabe sollte an dem Ort, an dem sie eingesetzt wird, keine wirtschaftlichen Ungleichheiten erzeugen. Oftmals liegt der Lebensstandard von Pastoren, die Gelder aus dem Westen bekommen, weit über demjenigen ihres Umfelds.

Weil unsere Wirtschaft in so vielen Beziehungen anders ist als diejenige in der Dritten Welt, kann es leicht passieren, dass wir den Wert eines einzigen amerikanischen Dollars im Ausland unterschätzen. Mit fünf Dollar pro Woche scheint man nach Ansicht des Durchschnittsamerikaners nur ein paar Tassen Kaffee finanzieren zu können, doch angesichts des Lebensstandards in vielen Regionen der Dritten Welt kann dieses Geld einen gewaltigen Unterschied ausmachen. Wenn wir direkt den Mitarbeitern vor Ort

23 A. d.H.: Hier und im Folgenden wird im Original das Wort *equity* gebraucht. Damit ist in diesem Kontext gemeint, dass das, was Gott uns anvertraut hat, *gerecht* verteilt werden soll. Die anschließend vom Autor erwähnte Stelle (2Kor 8,14-15) ist eine diesbezügliche Schlüsselstelle.

geben, müssen wir genau prüfen, wie eine kleine Summe sie bereits von denen abheben kann, denen sie gemäß ihrer Berufung dienen sollen. Ein Gehalt von 500 Dollar pro Monat klingt für uns vielleicht wie eine Kleinigkeit, doch oftmals wird damit der Lebensstandard einer Person um das Zehnfache über den eines Durchschnittspastors in einem bestimmten Land gehoben.

Eine Sammlung betreffend, die an Christen anderswo gehen soll, schrieb Paulus den Korinthern:

In der jetzigen Zeit diene euer Überfluss für deren Mangel, damit auch deren Überfluss für euren Mangel diene, damit Gleichheit werde; wie geschrieben steht: »Wer viel sammelte, hatte keinen Überfluss, und wer wenig sammelte, hatte keinen Mangel.« (2Kor 8,14-15).

Fragen Sie sich: Ermöglicht das Geld, das ich gebe, dass der Betreffende sich von seinem Lebensstandard her stark von denjenigen abhebt, denen er dienen möchte? Wird durch mein Geld der Unterschied zwischen einem Kind und seinem Nachbarn nebenan über Gebühr vergrößert, wenn es um die Lebensverhältnisse geht?²⁴

Finden Sie heraus, wie viel jemand mit einer gleichwertigen Bildung und einer entsprechenden Verantwortung im Herkunftsland dieser Person verdient, und geben Sie demgemäß.

Nachdem wir nun diese vier biblischen Prinzipien – Beziehung, Verantwortlichkeit, lokale Nachhaltigkeit bzw. Selbstständigkeit und Gerechtigkeit – besprochen haben, sollten wir alle vier Prinzipien genauer untersuchen, um zu verstehen, wie sie unser Geben beleben und uns frei machen können, unser Geld weise zu verwenden, um dem Werk des Herrn so zu dienen, wie wir es eigentlich wollen.

24 A. d. H.: Dies gilt insbesondere für Kinderpatenschaften, die in Kapitel 11 thematisiert werden.

Paulus und die vier Prinzipien

Zwölf Jahre habe ich in Übersee verbracht und dort die Auswirkungen beobachtet, die westliches Geld auf die Christen hatte, die es empfangen. Die letzten sieben Jahre habe ich damit verbracht, das Verteilen von fast einer Million Dollar pro Jahr zu beaufsichtigen. Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie Gemeinden von westlichen Hilfgeldern ruiniert wurden, mit denen sie großzügig, aber unweise überschüttet worden waren. Geschichten über einen solchen unsachgemäßen Gebrauch der Gelder höre ich fast wöchentlich, während ich an meinem Schreibtisch sitze. Jahrelang habe ich damit gekämpft, Prinzipien zu finden, die den Menschen helfen, weise und konstruktiv zu geben, und nicht so, dass es demjenigen schadet, dem das Geld ursprünglich helfen sollte.

Dann kam es zu einer Art Krise hier in Portland. Ein Mann nutzte verschiedene Gruppen aus, die sehr wohlmeinend und extrem großzügig waren. Einige von uns erkannten, dass es notwendig war, die Angehörigen dieser Gruppen anzuleiten. Sie sollten erkennen, dass es falsch gewesen war, diesem Mann Geld zu geben. Wir beriefen ein Treffen ein. Es waren fünf Missionare dabei; einer davon war Professor für Missionswissenschaft, und zusammen gerechnet hatten wir eine Zeit von etwa 80 Jahren im Ausland verbracht, was unseren Missionsdienst betraf. Bei diesem Treffen kristallisierten sich vier Leitprinzipien für weises Geben heraus, auf die wir uns alle einigten.

Es hatte zwölf Jahre gedauert, bis ich diese Prinzipien ansatzweise verstanden hatte, wobei noch die vieljährige geballte Erfahrung unserer Auslandsdienste und vier Stunden Beratungszeit hinzukamen. Mich erstaunte, dass wir nicht umhin konnten, diese vier Prinzipien bereits auf den Seiten der Apostelgeschichte zu finden. Paulus hatte sie bereits alle gekannt. Er hielt sich in seinem Handeln daran und wandte sie an. Er lernte sie nicht wie ich durch Beobachtung oder »Versuch und Irrtum«. Er hatte sie von Anfang an im Auge. Ich war begeistert. Diese Prinzipien hatte ich

nun direkt vor mir, um damit zu arbeiten. Ich musste feststellen, dass sich die Bibel wieder einmal als zuverlässig erwiesen hat.

Aus dieser Entdeckung schlussfolgerte ich, dass unsere Beziehung zur Bibel von einigen Problemen behaftet ist. Von zwei Problemen, um genau zu sein: (1) Ich lese sie nicht genug. (2) Ich wende ihre Prinzipien nicht so an, wie dies geboten wäre. Wenn wir auf die Dinge zurückkämen, die im Neuen Testament vorgelebt und gelehrt werden, würden wir unsere Aufgaben gut machen. Unser Geld könnte besser genutzt werden, um der Sache des Evangeliums zu dienen, und es käme viel seltener vor, dass es Schaden anrichtet.

Beziehung und Verantwortlichkeit

In Apostelgeschichte 20 finden wir eine Liste von Männern mit schwierigen Namen. Sie kamen aus verschiedenen Orten und waren die Männer, die Paulus begleiteten: »... Sopater, der Sohn des Pyrrhus, ein Beröer; von den Thessalonichern aber Aristarchus und Sekundus, und Gajus von Derbe und Timotheus; aus Asien aber Tychikus und Trophimus« (Apg 20,4).

Oft überspringen wir diese Namen und kommen schnell zum »Wesentlichen« in diesem Abschnitt, doch dabei übersehen wir, dass wir die Hauptsache eben verpasst haben. Diese Männer kamen aus fast allen Gemeinden, mit denen Paulus gearbeitet hatte. Warum begleiteten sie ihn also?

Die Gemeinden der Region hatten eine Sammlung für die armen Glaubensgeschwister in und um Jerusalem und die dort unter einer Hungersnot Leidenden durchgeführt. Doch Paulus weigerte sich, das Geld allein dorthin zu bringen. Jede der beteiligten Gemeinden sandte einen Mann, dem sie vertraute, damit er der Überbringer ihrer für Jerusalem bestimmten Gabe sein konnte. Wieso aber? *Eine Gabe ohne Beziehung bewegt weder den Empfänger völlig, noch berührt sie den Geber völlig.*

Option 1: Senden Sie eine bestimmte Geldsumme an jemanden, ohne dass eine wirkliche Beziehung zustande kommt, und das Geben ist beendet.

Option 2: Senden Sie die Gabe mit jemandem, der dabei hilft, sie zu verwalten und sie sicher zu bewahren. Mit jemandem, der sieht, wie Gott damit wirkt, und dann zurückkommt, um von der vielfältigen, dadurch erzielten Wirkung zu berichten. Die Gabe wirkt weiter.

Betrachten Sie die Sache nun aus der Perspektive der Empfänger:

Option 1: Sie erhalten einen bestimmten Geldbetrag und geben ihn aus. Damit hat es sein Bewenden.

Option 2: Sie empfangen die Gabe *und* den weit übers Meer gereisten Geber bei sich zu Hause und hören, was Gott in einem fernen Land im Leben von Heiden und Juden gleichermaßen wirkt. Sie geben auch das weiter, was Gott in Jerusalem wirkt. Sie und Ihre Gäste ermutigen einander in Christus, obwohl Sie und die Weitgereisten aus ganz unterschiedlichen Kulturen kommen. Die Gabe wirkt weiter. Sie bleibt lebendig!

Senden Sie das ganze Geld mit dem Apostel Paulus allein – dann sinkt vielleicht sein Schiff, das Geld geht verloren, und Paulus kommt mit dem Leben davon; oder eine Bande von Wegelagerern stiehlt das Geld – und schon ist der Ruf des Paulus für immer ruiniert. Eine schlechte Option.

Besser ist es also, dass Sie das Geld mit Ihrem besten und vertrauenswürdigsten Mann senden, indem dieser zu einer Missionsreise mit ähnlich Gesinnten aus anderen Gemeinden der ganzen Gegend aufbricht, die den radikalsten Missionar aller Zeiten begleiten und sich ständig gegenseitig prüfen und Rechenschaft ablegen. Sie stellen sicher, dass die Gabe ankommt, haben Gemeinschaft mit anderen Gläubigen aus fremden Kulturen und Orten und sehen so, wie Gott auf radikale Art und Weise handelt. Ein solcher Mann wird verändert nach Hause zurückkommen und alle in der Gemeinde daran teilhaben lassen.

Da höre ich die ersten Einwände: »Aber es kostet doch extra, einen Mann den ganzen Weg mit dem Geld zu senden. All das hätte den Armen gegeben werden können.«

Es stimmt, dass die Armen etwas mehr von der Gesamtsumme erhalten hätten (vorausgesetzt, dass das Geld nicht unterwegs gestohlen worden wäre). Doch sie hätten viel vom wahren Wert verloren. Auch das, was für die gebenden Gemeinden von größtem Wert gewesen wäre, wäre verloren gegangen.

Paulus war ein geistlicher Riese, indem er den Plan des Heiligen Geistes ausführte. Doch heute schreiben Gemeinden oder wir als einzelne Gläubige einfach einen Scheck aus – und dort enden auch schon die entsprechenden Bemühungen zur Übermittlung der Gabe. Zitieren wir dazu Jakobus: »Dies, meine Brüder, sollte nicht so sein« (3,10).

Nachhaltigkeit vor Ort und Gerechtigkeit

Was uns heute am meisten überrascht und in großem Kontrast zu den modernen Missionsmethoden steht, ist die Schnelligkeit, mit der Paulus in ein Gebiet kam und ebenso schnell wieder abreiste. Er gründete eine örtliche Gemeinde, half, ein Leiterteam einzusetzen, und gab die Sache so bald wie möglich in die Hände der Einheimischen. Sie hatten keinen bezahlten Pastor, kein bezahltes Mitarbeiterteam, kein Gemeindegebäude und kein Leiterteam mit formeller theologischer Ausbildung. Doch trotzdem gab Paulus den Fortgang der Arbeit in ihre Hände. Den Rest würden sie selbst bewältigen müssen.

Paulus sagte ihnen nicht, dass sie Stellenangebote verschicken oder ein Komitee bilden sollten, um einen großartigen Prediger oder erfahrenen Pastor aus einem weit entfernten Ort zu suchen. Nein, sie hatten den Heiligen Geist, und Männer aus ihrer Mitte konnten in diese Aufgaben hineinwachsen. In der Kraft des Heiligen Geistes konnten sie die Arbeit selbst übernehmen – es

brauchte keinen vollzeitlichen Mitarbeiter, der ihnen zu Hilfe eilte. Das sieht heute doch etwas anders aus.

Paulus baute auch nie ein System auf, das es den Neubekehrten erlaubte, Spenden von anderen, wohlhabenderen Gemeinden zu erhalten. Nach seiner Überzeugung hatte die Gemeinde am Ort entweder alles, was sie benötigte, oder aber Gott würde bald dafür sorgen, dass ihr aus den eigenen Reihen Hilfe zuteilwurde.

Paulus gründete Gemeinden, die vor Ort lebensfähig waren, und zwar von Anfang an.

Paulus selbst lehnte es oft ab, Geld von einer Gemeinde anzunehmen. Daher wussten die Gläubigen ohne jeden Zweifel, dass es nicht das Geld war, das ihn motivierte. Erst später, als er weitergezogen war und gegen ihn verschiedene (unberechtigte) Vorwürfe erhoben wurden, kam er auf finanzielle Angelegenheiten zu sprechen. Er hätte sich nur schlecht verteidigen können, wäre er zuvor in dieser Hinsicht nicht weit über jeden Vorwurf erhaben gewesen. Im relativ spät verfassten 1. Timotheusbrief erwähnte er finanzielle Dinge und schrieb, dass der Arbeiter (Lehrer) seines Lohnes wert ist und dass einem Ältesten, der lehrt, die doppelte Ehre gebührt. (Er meinte damit wahrscheinlich, dass sich die Höhe der Zuwendung auch an der von ihm investierten Zeit orientieren sollte.²⁵) Paulus zeigte, dass es gut war, Leute finanziell zu unterstützen, die ihre Zeit investierten. Er wies aber auch darauf hin, dass es kein Vollzeitgehalt sein musste. Und nirgendwo in der Schrift sehen wir das Modell, das wir in die Welt getragen haben: ein einziger Vollzeitpastor, der all die Lehre, die ganze Verkündigung und einen Großteil des Dienstes übernimmt.

Dieses Modell des Dienstes (»einer macht alles«) ist in der Schrift weder vorgegeben, noch wird es dort praktiziert. Wir sehen vielmehr ein Team von Leitern. Außerdem lassen Stellen

25 A. d. H.: Man beachte, dass die Aussage in 1. Timotheus 5,17 (»gut vorstehen«; Schlachter 2000) mehr als einen zeitlichen Aspekt umfasst. Demzufolge kann auch das, was den Ältesten zugutekommen soll, nicht nur nach zeitlichen Kriterien bemessen werden.

wie 1. Timotheus 5,17 erkennen, dass manche Älteste ihren Dienst neben ihrer beruflichen Tätigkeit ohne Bezahlung ausführten und einige wenige dabei finanziell unterstützt wurden, wenn die örtliche Gemeinde jemanden mit einer Begabung sah, der viele Stunden in die Aufgabe der biblischen Unterweisung investierte. Paulus überließ diese Entscheidung den örtlichen Gemeinden. Die Christen vor Ort waren bevollmächtigt worden, in der Kraft des Heiligen Geistes in den eigenen Gemeinden Leitungs- und Verwaltungsaufgaben wahrzunehmen. Sie waren nicht von externer Finanzierung abhängig. Sehr schnell übernahmen entsprechend begabte Brüder die Leitung ihrer Gemeinde. Es hing nicht von einem einzelnen Pastor ab, ob sie als Gemeinde allein zurechtkamen. Vielmehr ging es um die Gemeinschaft der Gläubigen vor Ort – darum, dass der ganze Leib zusammenarbeitete.

Kapitel 7

Beziehung

Der einzige Weg, wie jeder gewinnen kann

Wir haben ganz vergessen, dass die menschliche Beziehung nicht auf Barzahlung zu reduzieren ist.²⁶

THOMAS CARLYLE

Und wir sehnten uns so sehr nach euch, dass wir willig waren, euch nicht nur das Evangelium Gottes mitzuteilen, sondern auch unser Leben, weil ihr uns lieb geworden seid. Ihr erinnert euch ja, Brüder, an unsere Arbeit und Mühe; denn wir arbeiteten Tag und Nacht, um niemand von euch zur Last zu fallen, und verkündigten euch dabei das Evangelium Gottes.

PAULUS IN 1. THESSALONICHER 2,8-9 (SCHLACHTER 2000)

Viele von uns spenden für eine bestimmte Person oder ein bestimmtes Werk, weil unser Herz angerührt ist. Wir hören ein beeindruckendes Zeugnis oder sehen vor unserem inneren Auge die entsprechende riesige Not, und dann geben wir, weil wir völlig darauf vertrauen, dass unser Geld weise verwendet werden wird. Der Herr hat uns Gefühle gegeben, und er gebraucht sie, damit unsere Herzen bewegt werden und seinem Herzen ganz nahe kommen.

Aber wenn wir weise und fundiert geben wollen, geht es nicht nur um diese Ebene. Das weiseste Geben findet auf der Beziehungsebene statt, nicht nur auf der Gefühlsebene.

²⁶ <https://gutezitate.com/zitat/242545> (abgerufen am 29. 3. 2021).

Was ist besser? Einen gebrauchten Wagen von einem vertrauenswürdigen Freund der Familie zu kaufen, der ein guter Mechaniker ist, oder wegen einer tollen Werbeanzeige ein Auto von einem Verkäufer in einer entfernten Stadt zu kaufen? Oft folgt unser Geben in den Gemeinden einem an unsere Gefühle appellierenden Aufruf und nicht der Realität einer von Offenheit und Vertrauen geprägten Beziehung.

Es ist gut, einer Hilfsorganisation zu spenden, um den Armen zu helfen, weil Sie die Not im Internet in einem guten Werbeclip gesehen haben. Es ist aber noch besser, einer Hilfsorganisation zu geben, zu der Sie eine persönliche Verbindung haben und Beziehungen pflegen. Vielleicht gibt es jemanden in einer Hilfsorganisation, der früher in Ihrer Gemeinde mitgearbeitet hat und der sich dadurch Vertrauen und Respekt erworben hat. Jetzt ist er in einem Notstandsgebiet tätig. Sie können seine Worte lesen, seinen Berichten vertrauen und die Nöte um ihn her sehen und davon hören. Wenn Sie durch diese Organisation für einen bestimmten Zweck geben, dann wissen Sie, dass Ihr Bekannter Ihr Geld mit äußerster Sorgfalt und Ehrlichkeit verwenden wird, was viel besser ist, als wenn Sie auf einen Aufruf im Internet hin spenden.

Wodurch entsteht der größte Segen für beide Seiten – den Geber und den Empfänger? Wenn es eine echte Zusammenarbeit und Beziehung zwischen den beiden gibt. Das ist der einzige Weg, wie jeder am meisten gewinnen kann. In einer Beziehung, die eine gesunde Grundlage für finanzielles Geben bietet, werden vier Dinge erreicht:

1. Da gibt es Gelegenheit für *Gegenseitigkeit*. Beide können auf verschiedene Weise geben und empfangen – füreinander beten, einander lehren, einander dienen.
2. Da gibt es naheliegenderweise *Verantwortlichkeit*, denn die Beziehung ist darauf hin angelegt.
3. Außerdem gibt es eine *Offenheit* und Ehrlichkeit, die einfach nicht existiert, wenn man nur Geld überweist.

4. Schließlich gibt es auch die Möglichkeit *offener Kommunikation*, die viele Missverständnisse klären oder verhindern kann.

Alle diese Merkmale sind wichtig, damit ein Mitarbeiter geistlich gesund bleibt oder ein Werk weiterhin auf einem soliden Fundament ruht. Das alles geht verloren, wenn es im Grunde keine Beziehungen gibt.

Unsere Gemeinde hatte seinerzeit begonnen, ein bestimmtes Missionswerk in England zu unterstützen, weil der gewinnende Leiter uns mit seinem beeindruckenden Bericht überzeugt hatte, dem zufolge der Herr gewaltig durch diese Organisation wirkte. Glücklicherweise haben wir nicht sofort Gaben gesandt, sondern zuerst ein Team für einen Sommer-Kurzeinsatz geschickt, um die Beziehung aufzubauen. Am Anfang waren alle recht beeindruckt von dem, was sie dabei erlebten. Aber das Team hatte einige Vorbehalte gegenüber dem Leiter selbst. Er war nämlich ständig überall auf der Welt unterwegs, um Geld aufzutreiben, statt zu Hause bei seiner Gemeinde zu sein und dort seine Aufgaben wahrzunehmen. Wir freundeten uns mit einigen Mitarbeitern an und stellten bald fest, dass recht viele dieses Werk verließen, weil der Leiter die Gelder zweckentfremdet verwendete. Er hatte zwei Häuser und einen guten Wagen, und von seinem Lebensstandard her erreichte niemand in seiner Gemeinde auch nur annähernd sein Niveau. Da wussten wir, dass wir uns nicht weiter bei diesem Missionswerk engagieren sollten.

Warum konnte dieser Mann in solchem Luxus leben? Weil Gemeinden großzügig auf seine gekonnt vorgetragenen Bitten reagierten, die auf die Emotionen der Zuhörer abzielten. Seine Berichte gingen zu Herzen und beeinflussten viele zum Geben, sodass sie damit seine Korruption unterstützten.

Wenn diese Gemeinden erst einmal Beziehungen aufgebaut hätten, statt ihre Scheckhefte zu zücken, wäre dieser Leiter nie in die Lage versetzt worden, einen solch extravaganten Lebensstil zu führen und Schande auf den Namen des Herrn zu bringen.

Gemeinden müssen lernen, auf Aufrufe dadurch zu reagieren, dass sie zunächst Beziehungen als Grundlage einer künftigen Mitarbeit an bestimmten Projekten aufbauen. Geld kann erst dann folgen, wenn bewährte Beziehungen entstanden sind, deren Basis das gegenseitige Vertrauen ist.

Es ist wunderbar, wenn man weiß, dass unser Geld an vertrauenswürdige Leute geht, die auf wirksame und christusähnliche Weise dienen. Das weiß man eigentlich nur durch Beziehungen, die durch Zusammenarbeit entstanden sind.

Wenn eine Beziehung vorhanden ist, dann ist sichergestellt, dass man sich in verschiedenen Bereichen beteiligen kann, indem man das betreffende Anliegen immer wieder mitträgt, seelsorgerlich tätig ist und im Gebet für Menschen und Projekte einsteht. Die Beziehung betrifft dann nicht nur finanzielle Aspekte, sondern ist vielfältig, gesund und dynamisch.

Es war einmal ein großzügiger Vater. Er hatte keine Zeit für seinen Sohn, aber er hatte Geld. Sein Sohn kam regelmäßig mit seinen neuesten Ideen zu ihm und erklärte, was er ganz dringend brauchte – alles mit tollen Geschichten begründet. Der Vater war immer tief bewegt, griff in die Tasche und gab seinem Sohn Bares. Was für ein liebender Vater! Immer, wenn sein Sohn etwas brauchte, bekam er schnelles Geld. Es gab keine Beziehung, aber Mann, es gab viel *Geld!*

Wir brauchen die Geschichte nicht zu Ende zu erzählen. Sie wissen, wohin der Junge dadurch geführt wird und dass das Ganze schließlich nicht gut aussieht. Aber wir Christen im Westen verhalten uns oft ähnlich wie der Vater. Weil eine Beziehung viel von uns an Zeit, Arbeit und Energie verlangt, führen wir lieber eine Sammlung durch, um deren Ergebnis an unseren »Sohn« in Übersee zu überweisen.

Genau wie in einer Familie eine Beziehung finanziellen Gaben vorausgehen muss, so muss im Leib Christi eine Beziehung den Gaben vorausgehen.

Wenn Sie Ihr Auto zur Reparatur zu einem Mechaniker bringen, mit dem Sie befreundet sind, dann sind Sie beruhigt. Derselbe Frieden herrscht in Ihrem Herzen, wenn Sie für eine Person spenden, zu der Sie eine tragfähige Beziehung haben, wobei das Gleiche für ein Missionswerk gilt. Grundsätzlich sollten die Gaben der Beziehung folgen. Das ist viel besser, als mit Geld zu beginnen und dann zu versuchen, eine Beziehung aufzubauen. Und was ist der schlechteste Fall? Wenn man Geld gibt, ohne dass je irgendeine echte Beziehung aufgebaut worden ist.

Hilfe für Missionare: Senden und nicht nur finanziell unterstützen

Wie werden sie nun den anrufen, an den sie nicht geglaubt haben? Wie aber werden sie an den glauben, von dem sie nicht gehört haben? Wie aber werden sie hören ohne einen Prediger? Wie aber werden sie predigen, wenn sie nicht gesandt sind? (Röm 10,14-15).

Wie der Vater mich ausgesandt hat, sende auch ich euch (Jesus in Joh 20,21).

Jede Gemeinde sollte Menschen aus den eigenen Reihen senden – jene, die das Evangelium gehört haben, sollten zu solchen gehen, die es noch nicht gehört haben.

Je enger die Beziehung, desto bedeutungsvoller das Geben. Viele Gemeinden machen den Fehler, dass sie Missionare unterstützen, von denen sie wenig wissen und zu denen sie praktisch keine Beziehung haben. Die Gemeinde gewinnt wenig durch diese schwache Beziehung, und dem Missionar ergeht es ebenso.

Die Rolle der Gemeinde

Einer meiner guten Freunde war ganz begeistert, als er hörte, dass meine Familie nach Ostasien ausreisen sollte, um dort unter Studenten zu arbeiten. »Meine Gemeinde unterstützt euch vielleicht. Es ist eine großartige Missionsgemeinde. Wir unterstützen über 50 Missionare.«

Später erfuhr ich, dass seine Gemeinde nur 150 Glieder hatte.

Der Herr möge die guten Absichten der Gläubigen dieser relativ kleinen Gemeinde segnen. Sie haben ein Herz für die Welt und zeigen das, indem sie so viele Missionare wie möglich unterstützen. So machen das viele Gemeinden in aller Welt. Sie wollen möglichst viele Fotos von Missionaren auf ihre Weltgebetskarte kleben – möglichst viele rote Punkte, mit denen sie die Standorte der Familien markieren, die sie finanziell unterstützen. Je mehr, desto besser.

Aber gibt es eine noch bessere Möglichkeit?

Ja, ich denke schon. Dabei geht es um Beziehungen, nicht um die Anzahl von Leuten, die wir unterstützen.

Sagen wir mal, eine Gemeinde kann im Jahr 40000 Euro für Mission ausgeben. Stellen wir nun zwei Modelle gegenüber, wenn es darum geht, wie man diese Mittel verwenden kann:

Die verbreitete Methode – Unterstützung: Unterstützen Sie 50 Missionare mit jeweils 50 bis 100 Euro pro Monat. Wenn Sie von den Betroffenen hören, laden Sie diese ein, und wenn sie in überzeugender Weise über ihr Projekt oder ihre Arbeit reden können, geben Sie auch ihnen. Einer von ihnen ist vielleicht mit einem der Ältesten befreundet oder mit dem Pastor verwandt. Aber tatsächlich kennt die Gemeinde in ihrer Gesamtheit sie alle so gut wie nicht. Vielleicht kommen sie alle sechs oder acht Jahre vorbei und geben nach der Predigt am Sonntag oder bei einem speziellen Missionsabend einen entsprechenden Bericht. Aber weil sie der Gemeinde weitgehend unbekannt sind, denkt fast niemand: ›Das sind *unsere* Missionare.‹ Deswegen kommen auch relativ wenige

Gemeindeglieder, um sich den Bericht anzuhören. Die ihn hören, beten vielleicht ein Jahr lang, aber dann vergessen sie das diesbezügliche Missionsanliegen wieder, weil keine echte Beziehung da ist. Sie verwechseln die vielen Missionare miteinander, weil ihre Gemeinde darüber hinaus 50 weitere Mitarbeiter in der Außenmission unterstützt. Auf der anderen Seite werden all diese Missionare von 20 bis 25 solcher Gemeinden unterstützt. Sie können unmöglich all diese Gemeinden besuchen, ohne sich selbst zu verausgaben. Weil sie keine wirkliche Beziehung mit der jeweiligen Gemeinde haben, fühlen sie sich nicht verpflichtet, viel Zeit dort zu verbringen, wenn sie in der Heimat sind. Dadurch wird es weiterhin so bleiben, dass keine echte Beziehung zwischen der treu gebenden Gemeinde und dem treu empfangenden Missionar entsteht. Vielmehr ist diese Beziehung im Grunde auf eine monatliche Gabe reduziert worden, und es gibt niemanden, der aus dieser Beziehung den ihm zugedachten Nutzen zieht.

Eine andere Methode – Senden: Diese Methode entspricht mehr der Bibel. Man sendet aus der eigenen Mitte Leute aus, anstatt das Geld einfach jemandem von außen zu geben. Die 40 000 Euro im Jahr könnten dann verwendet werden, um zwei oder drei Familien zu unterstützen, die aus der eigenen Gemeinde kommen, statt anteilig für 50 von irgendwoher aufzukommen. Es gibt eine Vielzahl von Vorteilen bei dieser Methode, und sie ist nicht weniger geistlich, nur weil jetzt weniger Fotos auf der Weltgebetskarte zu finden sind.

Hier sind die Vorteile:

1. Wenn man Leute aus den eigenen Reihen sendet, die in der Gemeinde aufgewachsen sind und hier gedient haben, kennt sie jeder, und sie kennen die Geschwister. Man hat die gleichen Überzeugungen, Werte und Prinzipien. Die Geschwister der Gemeinde werden viel mehr beten, weil sie die Leute schon lange kennen.

2. Wenn die Missionare in der Heimat sind, müssen sie nicht hektisch von Ort zu Ort fahren, um möglichst viele der unterstützenden Gemeinden zu besuchen. Sie wurden ja hauptsächlich von ihrer Heimatgemeinde unterstützt. Wenn Ihre Gemeinde sie in bedeutungsvoller Weise unterstützt, ermöglicht sie es, dass sie in den Heimaturlaub kommen und sich erholen, anstatt 25 Gemeinden zu besuchen, die sie eigentlich kaum kennen, und in denen sie verzweifelt versuchen, Unterstützer zu finden. Ob Sie das glauben oder nicht, aber viele Missionare sind am Ende ihres Heimaturlaubs (in dem sie sich ausruhen sollten) so ausgelaugt, dass sie sich danach sehnen, wieder aufs Missionsfeld zurückzukehren, damit sie sich etwas erholen können. Wenn man sie mit einer bedeutenden Summe unterstützt, können sie einen großen Teil ihrer Zeit in der sie unterstützenden Gemeinde verbringen, wenn sie in der Heimat sind. Dadurch wächst die Beziehung.

Ein Beispiel: Unsere Gemeinde unterstützt unsere Missionare mit ungefähr 25 bis 50 Prozent ihres Bedarfs. Wenn sie dann auf Heimaturlaub kommen, erwarten wir von ihnen, dass sie auch 25 bis 50 Prozent ihrer Zeit bei uns verbringen. Eigentlich bitten wir sie sogar, noch das dazuzuzählen, was sie direkt von Gliedern unserer Gemeinde bekommen. Sagen wir mal, dass sie 70 Prozent ihres Bedarfs aus der Gemeindekasse und von Einzelnen erhalten. Dann erwarten wir, dass sie 70 Prozent ihres Heimaturlaubs hier verbringen. Damit wird der Traum der Missionare wahr: Sie können während des größten Teils ihrer Zeit an einem Ort bleiben und müssen nicht unter Stress von Ort zu Ort hasten, um von überall her Unterstützung zu bekommen.

3. Weil es Beziehungen gibt, versucht die Heimatgemeinde, auch andere Bedürfnisse zu decken. Teams können für einige Wochen in die jeweiligen Regionen reisen, um den Dienst der Missionare zu unterstützen. Normalerweise gibt es auch

Besuche, um den Missionaren seelsorgerlich beizustehen und ihnen anderweitig geistlich weiterzuhelfen. Briefe werden geschickt und gelesen; sie sind etwas Besonderes, weil diese Missionare nicht zu »denen von dort draußen« gehören, sondern Teil der Gemeinde sind.

Das alles führt dazu, dass die Beziehung noch gestärkt wird.

Die Rolle der Familien und der Einzelnen

Einige haben mich gefragt, warum unsere Gemeinde unsere Missionare nicht zu 100 Prozent unterstützt und stattdessen nur für 25 bis 50 Prozent ihres Unterhalts aufkommt. Uns geht es dabei um Beziehungen. Missionare brauchen Einzelne und Familien, die hinter ihnen und ihrer Arbeit stehen. Das fördert nämlich eine Beziehung, bei der beide Seiten gewinnen.

Mein Bruder ist Missionar in Zentralasien, und er wird derzeit von US-amerikanischen Landsleuten besucht, die ihm in seinem Dienst zur Seite stehen. Unter ihnen ist ein Arzt, der damit angefangen hat, meinen Bruder finanziell zu unterstützen. Dann hat seine Familie begonnen, für ihn zu beten. Er und die Seinen sind inzwischen so eng mit meinem Bruder verbunden, dass sie nicht nur Unterstützer sind. Der Arzt reist mit seiner Familie immer wieder hin und lehrt im Gastland an verschiedenen medizinischen Hochschulen. Das gibt dem Arzt gute Möglichkeiten zum Zeugnis, und mein Bruder lernt Leute kennen, denen er nachgehen kann. Außerdem ist mein Bruder bei den staatlichen Stellen gut angesehen, weil durch ihn ein solch angesehener amerikanischer Chirurg kommt, der Vorlesungen hält.

Das ist nur ein Beispiel dafür, wie Einzelne und eine Familie verändert werden, wenn ein Mitarbeiter im Missionsdienst für sie zum »persönlichen Missionar« wird und sie ihn finanziell unterstützen. Manche Gemeinden unterstützen ihre Missionare

hundertprozentig aus der Gemeindekasse, aber ich habe erlebt, dass dadurch die Beziehungen zu den Einzelnen weniger gefördert werden. Diejenigen, deren Lebensunterhalt von ihrer Missionsgesellschaft oder ihrer Heimatgemeinde vollständig bestritten wird, haben weniger Familien oder Personen, die für sie beten und die Verbindung mit ihnen halten. Und wenn die Beziehung weniger Tiefgang hat, sind auch die Auswirkungen des gesunden Gebens nicht so tief greifend.

Mein Wunsch ist, dass jede christliche Familie eine Missionsfamilie kennenlernt, für sie betet und für sie spendet. Auf der Grundlage solcher gesunden Beziehungen habe ich viele positive Veränderungen, Ermutigungen und Herausforderungen erlebt. Das ist wirklich einer der besten Wege, wie man investieren kann.

Wir müssen unsere eigenen Leute senden. Wir müssen unsere besten Leute aussenden. Angenommen, unsere Gemeinden halten sich nicht daran, Glaubensgeschwister aus den eigenen Reihen auszusenden. Stattdessen schicken sie nur Geld in andere Länder, um ihnen persönlich nicht oder kaum bekannte Missionare zu unterstützen. Wenn das weiterhin geschieht, wird die Missionsbewegung in unserem Land in dieser Generation dramatisch an Durchschlagskraft verlieren. Die Beziehungen zu den Leuten, die wir ausgesandt haben, sind die Triebkraft bei der Ausführung des Missionsauftrags.

Ich habe einen Missionar in Afrika gebeten, dieses Buchmanuskript durchzulesen und Vorschläge zu machen. Er wollte dieses Kapitel besonders betonen. Hier ist, was er schreibt:

Mein Vorschlag ist: Wir brauchen mehr ausländische Mitarbeiter »auf dem Missionsfeld«. Aber dabei sollte nicht das Hauptaugenmerk auf dem Geld liegen. Damit meine ich: Sie brauchen genug Geld, um dorthin zu reisen und dort ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, aber ihr Dienst sollte nicht durch den Einsatz von Geld geprägt sein. Die Gemeinden in den USA sind wirklich großzügig und geben viel Geld, aber

es ist ein großes Problem, dass mehr Geld gegeben wird, wohingegen mehr Menschen gesandt werden sollten. Es ist an der Zeit, sich nicht mehr darauf zu konzentrieren, Geld zu senden, sondern Mitarbeiter zu schicken.

Es gibt kein größeres Werk für eine Gemeinde, als dass sie ihre eigenen Leute wohin auch immer – und sei es bis an die Enden der Erde – aussendet, damit sie dort das Evangelium verbreiten und vorleben. Und für den Einzelnen gibt es keine Aufgabe, die mehr Zufriedenheit schenkt, als wenn er diejenigen sendet, die er kennt, und sich dabei danach sehnt, dass der Herr sie in mächtiger Weise gebraucht.

Gott hat seinen Sohn gesandt. Der Herr Jesus hat seine Jünger gesandt. Die Gemeinde hat die Apostel gesandt. Wir müssen unsere eigenen Leute senden. Das ist völlig biblisch.

Kapitel 8

Verantwortlichkeit

Wenn sie fehlt, richten wir sogar die besten Menschen zugrunde

*Schätze das Geld nicht mehr und nicht weniger, als es das verdient:
Es ist ein guter Diener, aber ein schlechter Herr.²⁷*

ALEXANDER DUMAS DER JÜNGERE

*Niemand kann zwei Herren dienen;
denn entweder wird er den einen hassen und den anderen lieben,
oder er wird einem anhängen und den anderen verachten.
Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.*

JESUS CHRISTUS IN MATTHÄUS 6,24

*Denn die Geldliebe ist eine Wurzel alles Bösen,
der nachstrebend einige von dem Glauben abgeirrt sind
und sich selbst mit vielen Schmerzen durchbohrt haben.*

DER APOSTEL PAULUS IN 1. TIMOTHEUS 6,10

Wenn es um Verantwortlichkeit geht, sollten wir die folgenden Abschnitte der Bibel in Betracht ziehen. Paulus drängt darauf, dass wir niemandem auch nur die kleinste Möglichkeit geben sollten, Gottes Werk in den Schmutz zu ziehen:

Was aber die Sammlung für die Heiligen betrifft: Wie ich für die Versammlungen von Galatien angeordnet habe, so tut auch ihr. An jedem ersten Wochentag lege ein jeder von euch

²⁷ <https://www.buboquote.com/de/zitat/7716-dumas-fils-schatze-das-geld-nicht-mehr-und-nicht-weniger-als-es-das-verdient-es-ist-ein-guter-diener> (abgerufen am 29. 3. 2021).

bei sich zurück und sammle auf, je nachdem er Gedeihen hat, damit nicht dann, wenn ich komme, Sammlungen stattfinden. Wenn ich aber angekommen bin, will ich die, die irgend ihr für tüchtig erachtet, mit Briefen senden, dass sie eure Gabe nach Jerusalem hinbringen. Wenn es aber angemessen ist, dass auch ich hinreise, so sollen sie mit mir reisen (1Kor 16,1-4).

Wir haben aber den Bruder mit ihm²⁸ gesandt, dessen Lob im Evangelium durch alle Versammlungen verbreitet ist. Aber nicht allein das, sondern er ist auch von den Versammlungen zu unserem Reisegefährten gewählt worden mit dieser Gnade, die von uns bedient wird zur Herrlichkeit des Herrn selbst und als Beweis unserer Bereitschaft; wobei wir dies zu vermeiden suchen, dass uns jemand übel nachredet dieser reichen Gabe wegen, die von uns bedient wird; denn wir sind auf das bedacht, was ehrbar ist, nicht allein vor dem Herrn, sondern auch vor den Menschen (2Kor 8,18-21).

Ich erinnere mich an den Anruf einer Frau, die von einer guten Gelegenheit erzählte, die sich ihr bieten würde. Sie könne eine einheimische Mitarbeiterin direkt unterstützen und sei bei den Überweisungen nicht auf ein Missionswerk angewiesen. Das bedeutet natürlich, dass es niemanden gibt, dem diese Mitarbeiterin verantwortlich ist. Unten finden Sie das, was ich dieser Frau als Antwort geschrieben habe. Ich habe sie vor den Gefahren eines solchen Vorgehens gewarnt. (Ich habe die Namen sowie Orte und auch einige Details der Ereignisse geändert.)

Liebe Carrie,

vielen Dank für Deinen Anruf und für Deine Bitte um Rat wegen Deiner Bekannten aus Nepal. Sie scheint ein echter

28 A. d. H.: D. h. mit Titus, der zuvor erwähnt wird (vgl. V. 16).

Juwel zu sein. Es ist wirklich ein Vorrecht für Dich, dass Du sie kennenlernen und sie fördern konntest.

Wenn jemand überlegt, einheimische Mitarbeiter direkt zu unterstützen, sollten verschiedene Aspekte in Betracht gezogen werden. Da ich in den letzten Jahren längere Zeit in Übersee gelebt habe, habe ich selbst einiges erlebt und auch von vielen anderen Schwierigkeiten gehört, die bei einer solchen Angelegenheit auftreten.

Wenn ich nun Deine Bitte um Rat erfülle, möchte ich gern eine Szene beschreiben, die auf meinen Beobachtungen und meiner Erfahrung beruht. Das Folgende ist ganz typisch für das, was ich immer wieder erlebt habe.

Ben stammte aus einem armen Land, und sein größter Wunsch war, sein Volk mit dem Evangelium zu erreichen. Er kam in die USA, besuchte eine Bibelschule und schloss sich dann einer Organisation an, die ihm helfen sollte, das Evangelium in seiner Heimat zu verbreiten. Ben missfiel, dass diese Organisation nicht immer seiner Meinung war und dass nicht alles Geld, das man für ihn gegeben hatte, an ihn weitergeleitet wurde. So wandte er sich an seine Spender und bat sie, die Gaben direkt an ihn zu senden, damit nicht sieben Prozent für die Verwaltung durch die Organisation abgezogen würden. Dann könnte er – so seine Absicht – den ganzen Spendenbetrag für seinen Plan verwenden. Er wollte eine Bibelschule aufbauen. Er hielt einen Missionsvortrag in einer Gemeinde und erwähnte, dass 10 000 Dollar benötigt würden, um die neue Bibelschule aufzubauen. Die Gemeinde ließ sich von der Notwendigkeit seines Vorhabens überzeugen und spendete die 10 000 Dollar.

Nach der Rückkehr in sein Land wurde sein Kind schwer krank, sodass es ins Krankenhaus zur Behandlung musste. Er hatte Angst, dass sein Kind sterben würde, aber er hatte nicht genug Geld, um das Kind im besten Krankenhaus behandeln zu lassen, denn nur dort – so seine Überlegungen – hatte es

eine Überlebenschance. Da dachte er: »Halt! Der Herr hat mir gerade 10 000 Dollar zur Verfügung gestellt.« Er überlegte: »Die Geschwister in den USA lieben meine Familie und mich. Sie würden die Notlage sicher verstehen.« Und so gab er 2000 Dollar für die Behandlung seines Sohnes aus und 8000 für die Bibelschule.

Das nächste Projekt, das er in Angriff nahm, würde 20 000 Dollar kosten. Er bat die Geschwister in den USA um das Geld und erhielt es. Das neue Projekt begann. Da kam eine schlechte Nachricht: Seine Tochter verlor ihre Stipendienberechtigung mitten im vorletzten Studienjahr. Und er hatte keine 2000 Dollar, um sie für den Rest der Studienzzeit zu unterstützen. Aber der Herr hatte ihn ja schon versorgt! Er konnte 2000 Dollar für ihre Ausbildung verwenden und mit den übrigen 18 000 Dollar das Projekt zu Ende bringen.

Als er das nächste Mal in die USA fuhr, weil er weitere Spenden für seine Arbeit benötigte, dachte er an seine drei jüngeren Kinder, die bald mit ihrem Studium beginnen würden. Mit einer guten Ausbildung könnten sie so viel mehr für den Herrn Jesus erreichen. Und er musste nur bei jedem Projekt die Kosten um ein paar Dollar erhöhen.

Dieser Mann begann seinen Dienst, indem er sich leidenschaftlich für den Herrn einsetzte und ein Herz für die Menschen hatte, aber bald sah er im Geld eine Möglichkeit, alles zu kaufen, was er wollte. Alle Amerikaner hatten ein schönes Zuhause. Es war ihnen bestimmt recht, wenn er sich mit dem übrigen Geld ein schönes Haus baute.

Wenn das nun nur einmal vorgekommen wäre, könnten wir es vergessen. Aber ich habe das immer wieder erlebt, wenn Einheimische direkt und nicht durch eine vertrauenswürdige Organisation unterstützt werden.

Als ich mit meiner Familie während unseres Missionseinsatzes in Asien war, hörte ich von einer christlichen Familie, die eine Waisenhausarbeit begonnen hatte, um die

Liebe Jesu weiterzugeben. Später fand man heraus, dass sie die Gaben für das Waisenhaus aus dem Ausland verwendet hatte, um für sich ein schönes Haus zu bauen.

Ein Bruder aus der Dritten Welt verließ sogar eine angesehene Organisation, deren finanzielle Angelegenheiten regelmäßig überprüft werden, um mit einer anderen zusammenzuarbeiten, die anscheinend keine Verwaltungskosten hatte und bei der es offenbar keine Verantwortlichkeit gab. Er wollte nämlich selbst über das ganze Geld verfügen und niemandem gegenüber rechenschaftspflichtig sein.

Die entsprechenden Mitarbeiter unserer Gemeinde sandten dann Gaben an diese Organisation und fanden dabei heraus, dass es dasselbe wäre, wenn sie Gaben direkt an den Bruder schicken würden, der niemandem gegenüber für die Verwendung der Gaben verantwortlich sein will. Jetzt versuchen wir herauszufinden, ob das Geld tatsächlich für den Zweck verwendet worden ist, für den es gegeben wurde.

Ich behaupte nicht, dass Deine Bekannte das so machen wird oder dies beabsichtigt. Aber leider könnten wir ihr eine Falle stellen, indem wir nicht darauf achten, dass sie jemandem für die Gaben verantwortlich ist, die sie bekommt. Es gibt nur einen einzigen Weg, wie wir diese Falle vermeiden können: Wir sollten dafür sorgen, dass sie in einer bekannten und vertrauenswürdigen Organisation mitarbeitet.

Leider habe ich zu viele wunderbare Brüder und Schwestern in Ländern der Dritten Welt erlebt, die durch Geld verdorben wurden. Durch Geld, das wir Amerikaner ihnen mit guter Absicht gegeben haben, sobald wir von einer Not erfuhren. Wir denken: ›Was für ein Zeugnis! Sie werden sicher verantwortlich mit den Gaben umgehen.‹ Aber in Wirklichkeit haben sie nicht einmal gelernt, was finanzielle Verantwortlichkeit ist – weil sie nie irgendwelche nennenswerten Gelder zur Verfügung hatten. Und ich habe nicht das Recht zu sagen, dass ich besser bin als sie: Wenn ich in sol-

chen Umständen leben würde, kann es gut sein, dass auch ich völlig vom Geld – und schließlich vom Feind – verführt werden würde. Es passiert darüber hinaus nicht nur in der Dritten Welt. Ich habe es hier in den USA erlebt, dass geistlich gesinnte Männer gefallen sind. Die Versuchung kann überwältigend werden.

Als Gemeinde sind wir dazu übergegangen, Einheimische in Missionsländern nicht direkt zu unterstützen. Wir unterstützen einige Einheimische, aber das geschieht immer durch eine Organisation, die den besten Ruf in Bezug auf finanzielle Verantwortlichkeit hat. Wir haben diesbezüglich aus bitterer Erfahrung gelernt.

Ich hoffe, dass Du mich verstehst. Ich will überhaupt nicht andeuten, dass die Motive Deiner Bekannten verkehrt sind. Aber wir Amerikaner müssen alles unternehmen, um nicht gefährliche Fallen für solche Geschwister aufzustellen. Wir wollen ja, dass ihre Motive rein bleiben.

In Hebräer 13,5 heißt es: »Der Wandel sei ohne Geldliebe; begnügt euch mit dem, was vorhanden ist, denn er hat gesagt: ›Ich will dich nicht versäumen und dich nicht verlassen.«

Natürlich müssen wir großzügig sein und viel in die unterentwickelten Gebiete dieser Welt geben. Wir haben so viel hier in Amerika. Aber wir müssen alles Erdenkliche unternehmen, um zu verhindern, dass wir dabei einen Bruder oder eine Schwester zu Fall bringen. Meine Empfehlung ist deshalb, dass man eine Organisation im Land Deiner Bekannten finden sollte, die in finanzieller Hinsicht verantwortlich handelt und die Verwendung der Gaben überprüft und kontrolliert.

Wenn Du dazu irgendwelche Fragen hast, rufe mich bitte nochmals an.

Jonathan

Stellen Sie sich einmal vor, die Angestellten einer Firma würden ihren Chef bitten, keine Buchhalter einzustellen. Sie begründen

das auch: »Dann hätten wir einen größeren Gewinn. Mit diesem Gewinn können wir die Firma schneller aufbauen, und sie würde schneller leistungsfähig werden.«

Eine solche Haltung ist absurd: Was für ein Monster wird in dieser Umgebung geboren?

Sie entspricht jedoch der Situation, in der jemand – ob Mann oder Frau – Sie bittet, die Verwaltungskosten einer Organisation zu sparen und ihn direkt zu unterstützen. Damit sorgt der Betreffende dafür, dass er bald mit denselben Problemen wie den oben beschriebenen konfrontiert ist. Aber Sie Ihrerseits sollten nicht dazu beitragen.

Ich habe gelernt, selbst finanzielle Rechenschaft abzulegen. Wenn es um Geldüberweisungen geht, die ich in meinem Büro bearbeiten muss, brauche ich Leute, die mir direkte Fragen dazu stellen. Ich habe die Ältesten der Gemeinde gebeten, solche gezielten Fragen zu stellen: »Bitte zögert nicht, mich zu fragen, ihr tretet mir damit nicht zu nahe. Wenn ich wegen einer Frage gekränkt bin, solltet ihr mir nicht mehr vertrauen. Wenn ich ungeduldig werde und antworte: ›Vertraut ihr mir denn nicht?, dann vertraut mir auf keinen Fall.«

Ich kenne meine eigene Schwäche, mich verführen zu lassen. Durch die Macht des Geldes können wir auf finstere Wege geraten. Ich zumindest will nicht dorthin gehen. Und ich will auch keinen Bruder oder keine Schwester in Christus auf einen solchen Weg bringen. Wenn Sie jemandem in überreichem Maße Geld geben, ohne dass er dafür jemandem verantwortlich ist, stellen Sie ihm eine Falle, in die er sicher geraten wird. Aber die Bibel lehrt uns eines: Wir sind unseres Bruders Hüter.

Folgende Worte, die Boris Jelzin 1994 gesagt hat, sind eine bleibende Wahrheit:

Geld, viel Geld (übrigens ein relativer Begriff) ist unter Umständen eine Verführung für den Menschen, eine moralische Prüfung, eine sündhafte Verlockung.²⁹

29 <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13855451.html> (abgerufen am 29. 3. 2021).

Kapitel 9

Finanzielle Eigenständigkeit und Nachhaltigkeit

Den Mutterinstinkt überwinden

Haltbar!

FORD, AUTOHERSTELLER

Was du von mir in Gegenwart vieler Zeugen gehört hast, das vertraue treuen Leuten an, die tüchtig sein werden, auch andere zu lehren.

PAULUS IN 2. TIMOTHEUS 2,2

Manchmal denken wir, dass eine Gemeinde in einem armen Land unser Geld braucht. Aber das stimmt so nicht. Jeder Gläubige in jeder Kultur muss lernen zu geben. Sobald jemand aus dem Ausland anfängt zu geben, verspürt man in der Gemeinde vor Ort nicht mehr die Notwendigkeit zum Geben.

Als China sich 1949 gegenüber dem Westen abschottete, gab es für die Gemeinde in diesem Land keine Unterstützung aus dem Westen mehr. Doch im extrem armen China ist die Gemeinde in beispielloser Weise gewachsen.

Unsere gedankenlose finanzielle Unterstützung einer Gemeinde oder ihres Pastors raubt den Gläubigen die Sicht, dass es ihre Gemeinde ist. Und es gibt keine finanzielle Verantwortlichkeit innerhalb der Gemeinde mehr. Wir sollten unser Geld besser dafür ausgeben, den Einheimischen beizubringen, wie sie einander eigenständig unterstützen können.

Hier in den extrem reichen Ländern der westlichen Welt gehen wir oft in arroganter Weise davon aus, dass wir immer reich sein werden und auf ewig bestimmte Projekte unterstützen können.

Aber unsere Wirtschaft könnte schon morgen zusammenbrechen. In diesem Fall zählt lediglich das, was wir dazu beigetragen haben, dass die Missionsarbeit eigenständig wird. Nur die eigenständigen Arbeiten werden dann in unserer Abwesenheit weiterlaufen.

Missionare aus dem Westen und Mitarbeiter von Nichtregierungsorganisationen, die zur Unterstützung der Armen gegründet wurden, müssen oft das jeweilige Land verlassen, wenn dort politische Spannungen auftreten. Sie müssen vor Krieg oder Unruhen fliehen. Es ist also völlig unklar, wie wir uns in dem betreffenden Land weiterhin einbringen können. Es ist nur eine kulturelle Anmaßung oder vielleicht sogar eine Arroganz, die es wagt, andere von unserer Großzügigkeit abhängig zu halten. Genau diese Arroganz hält viele Organisationen und Werke davon ab, auf die finanzielle Eigenständigkeit der Arbeit vor Ort hinzuwirken.

Gewiss gibt es Projekte wie Bibelübersetzung, die nicht finanziell eigenständig werden können. Dazu gehören auch die Hilfe in Hungerkrisen und vielleicht die Versorgung von Witwen und Waisen in ganz armen Ländern. Aber sogar in diesen Fällen wäre es das Beste für jeden, wenn wir so geben würden, dass finanzielle Eigenständigkeit vor Ort entstehen kann. Es ist immer gut, sich zu fragen, wie man durch die eigene Unterstützung zur Nachhaltigkeit der betreffenden Arbeit beitragen kann.

Vor Kurzem traf ich mich mit einem Freund, den ich als Mentor betreut habe. Er verlor seine Eltern im Bürgerkrieg in Liberia. Um ihr Leben zu retten, flohen alle Ausländer aus dem Land, und für über zehn Jahre war das Leben dort die Hölle. Mein Freund Kerkula musste als Kind mit ansehen, wie seine Freunde erschossen wurden, als sie direkt neben ihm gingen. Er musste über unzählige Leichen auf den Straßen steigen. Seine Mutter hat alles versucht, ihre acht Kinder vor dem Verhungern zu bewahren. Dafür hungerte sie sich selbst zu Tode und starb an Erschöpfung. Die Verwandten haben die Kinder aufgeteilt, aber sie hatten nicht einmal genug für ihre eigenen Kinder. Schließlich wurden sie in einem Waisenhaus aufgenommen. Später ließen die Kampfhandlungen

vorübergehend nach,³⁰ und eine Familie aus den USA hat Kerkula und seine Geschwister adoptiert. Ich fragte ihn, wie das Waisenhaus finanziert wurde, das ihn aufgenommen hatte.

Es wurde ausschließlich von Einheimischen geleitet und finanziert. Es gab keine andere Möglichkeit. Alle Ausländer waren geflohen und hatten ihr Geld mitgenommen. Die Waisenhäuser, die aus dem Ausland finanziert wurden, erwiesen sich als so gut wie nutzlos, als die Ausländer fliehen mussten. Einrichtungen aber, die von den Gläubigen und Gemeinden vor Ort unterstützt wurden, gelang es, weiterzuarbeiten und Leben zu retten, als das Geld aus dem Ausland versiegte.

Der Herr beruft die örtlichen Gemeinden, sich um die Witwen und Waisen zu kümmern. Sogar in Ländern, die nach unseren Vorstellungen arm sind.

Wir können einreisen und unsere Pläne ausführen, ein wunderbares Waisenhaus zu errichten und es ganz mit dem Geld derer zu finanzieren, die besuchsweise ins Land kommen. Aber in Verbindung damit gibt es ein ernstes Problem: Was passiert, wenn ein Krieg ausbricht und die Einheimischen nicht gelernt haben, sich um die Notleidenden zu kümmern? Was passiert mit den 20 000 Waisen, die aus ihrer Kultur herausgerissen wurden und die nun nicht mehr hineinpassen?³¹ Solche Pläne werden letztendlich scheitern, und es ist besser, dass sie gar nicht erst umgesetzt oder so bald wie möglich aufgegeben werden.

Einmal ging ich mit meinem muslimischen Freund spazieren. Dabei machte ich eine Bemerkung über die Bettler dahin gehend, dass es für sie hart sein müsse, arbeitslos zu sein.

Er antwortete: »Sie sind nicht arbeitslos. Das ist ihre Arbeit, sie betteln.«

30 A. d.H.: Möglicherweise bezieht sich dies auf die Zeit zwischen der ersten Phase (1989 – 1996) und der zweiten Phase des Bürgerkrieges (1999 – 2003).

31 A. d.H.: Hier wird offenbar davon ausgegangen, dass Waisen selbst dann, wenn sie in ihrem Heimatland verbleiben, durch die Heimbetreuung ihrer Kultur entfremdet werden.

Ich fragte: »Wie meinst du das?«

»Der Koran lehrt, dass wir Bettlern Almosen geben müssen. Das gehört dazu, wenn wir uns den Himmel verdienen wollen. Deswegen brauchen wir Bettler, damit wir ihnen Almosen geben können. Ihre Arbeit als Bettler ist genauso wichtig wie meine Arbeit als Zahnarzt.«

Stellen Sie sich vor: Sie werden Bettler, und dadurch helfen Sie anderen, in den Himmel zu kommen.

In so einer Kultur gibt es keinen Grund, jemandem wirklich zu helfen, wieder auf die eigenen Füße zu kommen. Wir brauchen ihn, damit er Almosen entgegennehmen kann.

Als gläubige Christen sind wir berufen, es anders zu machen. Wir sind berufen, alles zu unternehmen, damit wir eine echte und bleibende Veränderung bewirken. Wir geben nicht einfach, weil wir vielleicht meinen, durch diese guten Werke in den Himmel zu kommen. Vielmehr streben wir danach, so wie der Herr Jesus gesinnt und voller Mitgefühl zu sein. Es geht um ein Herz, das den Wunsch hat, etwas zu bewirken, was bleibende und sogar ewige Veränderungen mit sich bringt. Auch wenn wir dieses Mitgefühl nicht vollkommen in die Tat umsetzen können, sollten wir doch dieses Ziel verfolgen.

Wir müssen uns überlegen, wie durch unser Geld die Einheimischen angeleitet und befähigt werden können, die Arbeit zu tun, zu der sie berufen sind. Sie kennen ihre eigene Kultur und wissen, wie man Leute dort ausbilden kann. Unser Geld kann unterstützen, beim Start helfen und Ausbildungsprojekte finanzieren – aber wir müssen auf das Ziel hinarbeiten, dass die Arbeit vor Ort finanziell eigenständig werden kann. Wenn sie dann eigenständig wird, können wir weiterziehen und andere anleiten, in derselben Weise zu arbeiten. Dann wird unser Geld dazu dienen, mehr Leben zu verändern, als wir uns jemals vorgestellt haben.

Ihnen die Beine abhacken

Geld kostet oft zu viel.³²

Ralph Waldo Emerson

Da ist ein Weg, der einem Menschen gerade erscheint,
aber sein Ende sind Wege des Todes.

Sprüche 16,25

Mein Vater hat oft eine Geschichte erzählt, die er von seinem Professor an der Bibelschule vor Jahren gehört hat: Charles war nach Afrika gereist, um befreundete Missionare zu besuchen. Er wohnte mit der kleinen Gruppe von Missionaren auf ihrer Missionsstation, weil er mit der Absicht gekommen war, sie zu ermutigen. Gegen Ende seines Aufenthalts lud er seine Gastgeber in ein Restaurant in der nahe gelegenen Stadt ein. Die Missionare freuten sich sehr, aber sie sagten, dass nicht alle mitkommen könnten. Jemand musste zurückbleiben und die Missionsstation bewachen.

»Könnt ihr nicht einen Einheimischen dazu bewegen, dass er das Haus und die Sachen bewacht?«, fragte Charles.

»So einfach ist das nicht«, erwiderte der Stationsleiter. »Wir haben niemanden, dem wir vertrauen können. Die Einheimischen sind nicht so zuverlässig.«

»Es gibt doch bestimmt wenigstens einen, dem ihr genug vertrauen könnt, um hier aufzupassen, während wir für ein paar Stunden unterwegs sind?«, beharrte Charles.

»Nein, eigentlich nicht. Wir haben es schon ausprobiert und jedes Mal bereut. Es fehlt ihnen wirklich an Ehrlichkeit, und irgendwas wird gestohlen oder geht kaputt. Sogar wenn sie ehrlich sind, wird jemand aus ihrer Familie auftauchen und Probleme machen.«

»Es gibt also niemanden? Nicht ein einziger Einheimischer, der die Station bewachen kann, wenn ihr weg seid?«

32 <https://www.aphorismen.de/zitat/85655> (abgerufen am 29. 3. 2021).

»Nein, niemanden. Wir lassen immer jemanden von uns zurück.«

So ließen sie einen von den Missionaren zurück und fuhren für den Abend in die Stadt. Charles fühlte sich furchtbar, dass einer zurückbleiben musste. Außerdem konnte er kaum glauben, dass es niemanden gab, dem man in dieser bedeutsamen Angelegenheit vertrauen konnte, nicht einmal einen Einheimischen. Deswegen stellte er im weiteren Verlauf des Abends noch eine Frage:

»Wie lange hat die Mission an diesem Ort gearbeitet?«, wollte er von dem Stationsleiter wissen.

»Einhundert Jahre.«

Was hatten sie in diesen einhundert Jahren wirklich erreicht?

Der folgende Brief wurde an eine Missionsgesellschaft geschrieben, die es für ratsam hält, einheimische Pastoren und Gemeindemitarbeiter anzustellen und mit Geldern aus dem Ausland zu unterstützen. Angesichts dieses Vorgehens stellt sich die Frage, worin denn die entsprechenden Zukunftsaussichten bestehen. Vielleicht ist mein Brief etwas hart formuliert, doch diese Einstellung zur Missionsarbeit ist so weit verbreitet, dass ich das Bedürfnis und die Notwendigkeit verspürte, etwas deutlicher zu werden.

Lieber Joseph,

die meisten Missionsgesellschaften geben als Ziel an, dass sie Einheimische motivieren und ausbilden wollen, sodass die Menschen vor Ort den Dienst schließlich selbst leiten. Wenn das nicht das Ziel ist, stimmt etwas nicht. Doch es gibt verschiedene Wege, um zu diesem Ziel zu gelangen. Einige der häufigsten Methoden führen letzten Endes in die Sackgasse, sodass das gewünschte Ziel nie erreicht wird.

Dann sitzen die Missionare verblüfft da und wundern sich, warum die Einheimischen nie die Initiative ergreifen. Dabei haben sie unwissentlich selbst ein System geschaffen, in dem diese das auch niemals tun werden. Das ist tragisch,

doch unvermeidlich, wenn der falsche Weg eingeschlagen wurde. Das Problem ist folgendes: Der falsche Weg erscheint anfangs oft der einfachere und der richtige zu sein.

Wenn ein neuer Missionar in einer Stadt ankommt, in der wenige oder keine Gläubige leben, ist sein erstes Ziel, deren Bewohner für Jesus zu erreichen. Danach will er sie zu Jüngern machen und ein Leiterteam aus Einheimischen einsetzen.

Wenn nun also jemand zum Glauben an Christus kommt und vielversprechende Eigenschaften eines Leiters hat, geben wir ihm hinsichtlich der Leiterschaft das nötige Rüstzeug mit, sodass er bald selbst starten kann. Wir können unsere freudige Erregung wohl kaum im Zaum halten. Genau darauf haben wir doch hingearbeitet! Doch wir stehen vor einem Problem: Diese fähige und ausgebildete Person muss auch irgendwie ihren Lebensunterhalt bestreiten und kann deshalb nur wenige Stunden pro Abend in den Dienst investieren. ›Wäre er doch nur ein Vollzeitmitarbeiter.‹ Das würde bedeuten, dass er mehr Zeit für die Gemeinde hätte. Das brächte schnellere Ergebnisse mit sich.

Scheint super. Macht Sinn. Wieso denn nicht?

Nun, zum einen liegt es auf der Hand, dass wir dem Betroffenen einen westlichen Stil des Dienstes überstülpen. So machen wir es hier in Amerika, da muss es auch das Beste für die anderen sein, nicht wahr? Es ist nicht notwendigerweise biblisch, sondern westlich. Doch weil wir denken, dies sei das Beste, machen wir den Mann zu einem Vollzeitmitarbeiter – in einer Kultur, in der dieses System nicht existiert. Wir schaffen ein örtliches Leiterteam, das nicht im Geringsten »einheimisch« ist. Es kommt aus dem Ausland, es ist fremd.

Auch unsere Mittel, diesen vollzeitlichen Mitarbeiter zu finanzieren, kommen von außerhalb. Das Konzept ist völlig unbekannt, die Gläubigen vor Ort haben also keine Sicht dafür. Zu wenige von ihnen unterstützen den Leiter finanziell. Der Missionar muss also auswärts nach Geldern Aus-

schau halten und wendet sich wieder an diesbezügliche Ansprechpartner in Amerika, um den einheimischen Leiter zu unterstützen. Da stehen wir nun mit einem Einheimischen, der etwas sehr Ausländisches tut und dafür ein vom Ausland gezahltes Gehalt bekommt.

»Kein Wunder, dass er das Evangelium verkündigt. Die Ausländer bezahlen ihn ja dafür. Für eine nette Summe würde ich dasselbe tun.« Wie oft habe ich diese Worte schon gehört.

Der einheimische Leiter wird nun von seinen eigenen Leuten als in vielerlei Hinsicht fremd betrachtet. Er verliert seine ganze Glaubwürdigkeit. In unserem Eifer, etwas Einheimisches zu schaffen, haben wir nichts dergleichen erreicht.

Wir haben nicht nur versagt, sondern auch ein System des Dienens erschaffen, das über Jahrzehnte hinweg fortgesetzt werden wird.

Afrika ist das beste Beispiel. Versammlungsgebäude wurden mit ausländischen Geldern gebaut, und zwar viel besser als die Wohnungen der Einheimischen. Pastoren wurden fremdfinanziert. Dass nach dem Beginn der Arbeit auch bei deren Fortgang diese Einstellung bestehen bleibt und solche Ausmaße angenommen hat, erstaunt mich. Jetzt sagen die Gemeinden: »Wir können nichts tun, denn wir haben kein Geld.« Sie haben sich die falsche Annahme zu eigen gemacht, dass Geld die Antwort auf jedes Problem ist. Sie denken, dass ein schönes Gebäude gebraucht wird, um effektiv zu dienen. Die Initiative und die Gebefreudigkeit der Einheimischen werden gehemmt, denn sie sind nicht länger nötig. Wieso sollten Gemeindeglieder der Gemeinde geben? Sie wird doch sowieso von außen finanziert ...

China steht im kompletten Kontrast dazu. Nach einhundert Jahren Missionsarbeit war die Gemeinde dort noch immer klein, zum großen Teil vom Westen abhängig und von ihrer äußeren Erscheinung her auch sehr westlich

geprägt. Dann wurden alle Missionare gezwungen, das Land zu verlassen. Die Anstellung von Vollzeitmitarbeitern, die bis dahin maßgeblich gewesen war, gab es somit zum größten Teil nicht mehr. Die Arbeit musste – wenn überhaupt – von denen getan werden, die einen normalen Job hatten. Es gab keine finanzielle Unterstützung mehr aus dem Ausland. China wurde extrem arm.

Es gab keinen Vollzeitpastor, der bezahlt werden musste. Das wenige Geld, das gegeben wurde, wurde für akute Bedürfnisse eingesetzt. Währenddessen wurden Versammlungsgebäude beschlagnahmt. Wie würden sich die Gläubigen ohne ihr schönes Gebäude, das die westlichen Missionare gebaut hatten, als Gemeinde treffen können?

Sie verlegten die Zusammenkünfte in ihre eigenen Häuser.

Also keine Vollzeitmitarbeiter mehr? Kein Gemeindehaus? Kein Geld? Und – ach ja, wie konnte ich das nur vergessen – keine renommierten Institutionen für theologische Ausbildung? Diese vier Dinge halten wir hier im Westen für die wichtigsten, doch während es diese Dinge nicht gab, fand das wohl größte Gemeindegewachstum in der Geschichte statt. Aus der Zahl der damaligen Gläubigen (ca. eine Million) wurden bis zum Ende der 1980er-Jahre plötzlich ca. 40 Millionen – heute sind es wahrscheinlich 100 Millionen.³³

Ist die Gemeinde dort perfekt? Überhaupt nicht! Alle Gemeinden sind unvollkommen. Doch sie sehen den Gemeinden aus dem ersten Jahrhundert nach Christus sehr ähnlich. Und sie sind in geistlicher Hinsicht viel gesünder als Gemeinden in den Ländern, in denen die Menschen erst eine Spende erwarten, bevor sie mit dem Dienst beginnen.

Wir sehen jemanden, der aus Liebe zu Jesus den Menschen und seinem Herrn zwei Stunden am Tag dient. Wir wollen ihn mit ausländischen Geldern auf Vollzeitbasis

33 A. d. H.: Diese Zahlenangabe bezieht sich auf *alle* Christen (also auch auf Katholiken, Angehörige von Sondergemeinschaften usw.).

finanzieren. Meiner Meinung nach amputieren wir der örtlichen Gemeinde die Beine, wenn wir das tun. Wir erschaffen ein System des Dienstes, das zu Lähmung führt, und stehen letzten Endes mit einer lahmen Gemeinde da, die den Vorbeikommenden die Hände hinhält, um Almosen zu erhalten.

Es wirft ein schlechtes Bild auf die modernen Methoden der Mission, dass genau in dem Land, aus dem die Ausländer ausgewiesen wurden und das dann ohne jegliche Finanzhilfe von außen auskommen musste, sich das Evangelium am schnellsten ausbreitet. Währenddessen hängt ein ganzer Kontinent am Gängelband des reichen Westens und wartet mit offenen Händen darauf, dass dieser die Richtung vorgibt.

Es gibt eine deutliche Bewegung in Afrika, die Fehler, die wir dort begangen haben, wettzumachen und einheimische Initiative erneut zu entfachen – viele Missionare sind hier auf einem guten Weg. Doch solange großzügige, aber schlecht informierte und falsch beratene Menschen aus dem Westen ihr Geld in die falschen Projekte und Taschen stecken, wird diese Einstellung bestehen bleiben. Es ist eine Schande, wenn Missionare dieselben Fehler wiederholen, mit denen die einheimische Initiative untergraben wird – besonders in Ländern, die gerade erst mit dem Evangelium erreicht werden. Ich beobachte, dass wir diese Fehler heute zumeist in bisher unerreichten Ländern machen.

Wir müssen uns die Frage stellen, ob wir wirklich eine einheimische, eigenständige Bewegung wollen. Selbstverständlich wollen wir das. So behaupten wir es zumindest. Doch wenn wir die Einheimischen dabei beobachten, wie sie Dinge anders machen, sehen wir sofort Handlungsbedarf und schreiten ein. Selbst wenn wir den aufrichtigen Wunsch haben, ihnen die Dinge so beizubringen, wie wir sie für richtig halten, lehren wir sie oftmals nur, auf Schritt und Tritt darauf zu warten, wie wir entscheiden und die Richtung vor-

geben. Außerdem ist das Ganze für uns, die wir aus der reichen westlichen Welt kommen, äußerst schwierig: Weil wir sehen, dass die Einheimischen nur langsam anfangen, für den Dienst zu geben, mischen wir uns ein. Wir denken zwar, dass wir ihnen beibringen zu geben, indem wir mit großzügigem Beispiel vorangehen, doch im Grunde zeigen wir ihnen, dass sie uns brauchen und eigentlich nichts ohne uns tun können. Schon wieder verstärken wir ihre Tendenz, sich an uns und unseren Vorgaben zu orientieren. Immerhin sind wir die Hand, die sie füttert.

Es ist erstaunlich zu sehen, wie schnell Paulus an einen gewissen Ort kam und dann wieder abreiste. Schnell vertraute er den Einheimischen die begonnene Arbeit an und zahlte ihnen keinen einzigen Cent für diese Arbeit.

Das Evangelium hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet, das Leben zahlreicher Menschen wurde verändert, und im ganzen Römischen Reich erwies es seine moralische Kraft. Hatten die Gemeinden, die Paulus gründete, denn irgendwelche Schwierigkeiten? Aber natürlich, jede Menge! Doch sie machten ihre Arbeit. Sie übernahmen die Initiative und taten, was Christus ihnen aufgetragen hatte.

Entschuldige, wenn das hier etwas harsch wirkt, doch durch das, was über meinen Schreibtisch gegangen ist, habe ich schon zu viele Geschichten mitbekommen, mit denen die oben genannten Fakten bestätigt werden. Alles Gute, Joseph.

Dein Jonathan

Mein Freund Ralph hat viele Jahre in Russland gedient und christliche Leiter ausgebildet, wobei er damit schon vor dem Ende der Sowjetunion begonnen hatte. Vor Kurzem hat er uns erzählt, wie Geld die dortigen Gemeinden grundlegend beeinflusst hat:

Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion befanden sie sich kirchengeschichtlich an einem entscheidenden Wendepunkt – ihnen boten sich nach all den Jahren der Unterdrückung und Ver-

folgung neue Möglichkeiten zum Wirken und auch zum Geben. Doch ... da betraten neue Akteure die Bühne: die Gemeinden und Missionswerke aus dem Westen. Sie übernahmen teilweise die Gehälter der Pastoren und unterstützten sie großzügig. Es strömte mehr Geld als je zuvor ins Land und ließ Wurzeln der Abhängigkeit wachsen.

So ist ein Riss zwischen den Leitern und den anderen Gemeindegliedern entstanden – einerseits die Leiter, die ihr Gehalt aus dem Ausland bekommen, und andererseits die Gemeinde, die nicht imstande ist, ihrer Bestimmung (auch in Bezug auf das Geben) gerecht zu werden.

Ich erinnere mich noch gut an die Spendenaufrufe für Russland von überaus vielen christlichen Organisationen und Werken, die es weltweit gibt. Gleichzeitig habe ich nie davon gehört, dass jemand die Gemeinde in Russland in ihrer Gesamtheit zur Selbstständigkeit führen wollte. Welche Wirkung hatte also all das Geld auf die Gemeinde? Nun, die finanzielle Unterstützung aus dem Westen ist langsam versiegt (wir geben ja auch noch für andere große Angelegenheiten). Das hat die Gemeinden in dem Glauben zurückgelassen, dass das Geld selbst es war, das den Dienst ermöglichte. Und nun, da es kein ausländisches Geld mehr dafür gibt, geschieht auch kaum noch etwas im Dienst.

Natürlich betrifft das nicht jede Gemeinde in Russland. Doch Ralph hat auch noch etwas anderes beobachtet: Manche Gemeinden haben Leute aus »ärmeren« Gemeinden oder Mitarbeiter aus »weniger finanzkräftigen« Werken mithilfe von dicken Schecks abgezogen. Er erlebte auch, wie Gemeinden aus dem Westen kamen und ganze Gemeinden »aufkauften«, frei nach dem Motto: »Wir geben euch und eurer Gemeinde so und so viele Dollars, wenn ihr uns die Leitung überlasst.«

Ralph zufolge waren es ironischerweise nicht die einheimischen Gläubigen, die sich gegen solche Praktiken wehrten, sondern jene aus dem Westen, die wussten, wie wichtig Selbstständigkeit und Nachhaltigkeit vor Ort sind.

Wir haben eine große Verantwortung: Helfen wir der Braut Christi oder schaden wir ihr, indem wir unsere vielen Ressourcen gut oder schlecht einsetzen? Natürlich hallen hier Jesu Worte wider: »Jedem aber, dem viel gegeben ist – viel wird von ihm verlangt werden; und wem man viel anvertraut hat, von dem wird man desto mehr fordern« (Lk 12,48).

Auf dem »Missionsfeld Indien«

Hören Sie sich diese Worte von dem Inder Dr. Jamang Ngul Khan Pau an, die erklären, welche Wirkung fremde Gelder in seinem Land haben können:

Selbst 169 Jahre, nachdem das Christentum nach Assam gekommen war, konnten die dortigen (von Ausländern finanzierten) Gemeinden keinen einzigen Missionar in den kulturgrenzüberschreitenden Dienst senden. Die Gemeinden der Naga dagegen, die seit 130 Jahren bestehen, haben insgesamt bereits mehr als 1000 Missionare unterstützt und ausgesendet. Es hängt nicht von der Anzahl der Jahre ab, die eine Mission unterstützt wird, sondern von der Einstellung und dem Gehorsam gegenüber der Lehre der Schrift.

Im kommenden Jahr³⁴ werden die Amri-Karbi-Christen in Assam auf 25 Jahre Gemeindegemeinschaft in ihrer Volksgruppe zurückblicken können. Doch bis zum heutigen Tag können sie das Gehalt ihrer Vollzeitmitarbeiter nicht selbst bezahlen und sind dadurch abhängig von den Naga-Gemeinden, die das Evangelium zu ihnen brachten.

Das Wachstum der Gemeinden in Assam stagniert nicht wegen ihrer Armut. Möglicherweise liegt es an Leitungs-

34 A. d. H.: Aus den unten stehenden Ausführungen lässt sich ableiten, dass damit höchstwahrscheinlich das Jahr 2006 gemeint ist.

defiziten, doch ich habe über die Jahre hinweg beobachtet, dass es mehr mit finanzieller Bevormundung zu tun hat.

Wir haben Beratungen und Seminare organisiert, bei denen wir die Teilnehmer bitten, ihre Reisekosten selbst zu übernehmen. Es hatte gut funktioniert, bis plötzlich eine Gruppe aus Übersee die Reise- und Aufenthaltskosten der Teilnehmer aus Assam bezahlte. Natürlich schätzten wir deren guten Willen und ihre Hilfe, doch als wir die Delegierten das nächste Mal bitten, ihre Ausgaben selbst zu decken, wollten sie nicht mehr anreisen.

Anstatt freudig an der Ausführung des Missionsbefehls mitzuwirken, fanden sie eine Liste von Gründen, warum sie nicht mitarbeiten könnten. Meist stellen sie immer dieselbe Frage: »Wer wird uns für wie lange finanzieren?« Das chronische Problem ist die »Abhängigkeit« und das Verlangen nach Hilfsgeldern aus dem Ausland. Diese Mentalität der Abhängigkeit ließ nicht nur das Wachstum der Gemeinde stagnieren, sondern entfremdete auch jene, die ausländische Gelder erhielten, von denjenigen, die von ihren örtlichen Gemeinden bezahlt wurden.

Obwohl sich in manchen assamesischen Gemeinden wohlhabende Gläubige befinden, wird dort nicht einmal der eigene Pastor unterstützt. In den Stammesgemeinden in Manipur hingegen unterstützen gerade einmal zehn Familien einen Missionar. So wie ich das sehe, ist der Hauptgrund also nicht Überfluss oder Mangel einer Gemeinde, sondern die Mentalität der Abhängigkeit. Es geht nicht darum, wie reich eine Gemeinde ist, sondern darum, wie sehr sie sich auf finanzielle Hilfe von außen stützt.

Wenn die Gehälter von Gemeindeleitern in Dollar bezahlt werden, entstehen oft Eifersucht und Zwietracht, denn sie erhalten um einiges mehr als ihre Mitarbeiter. Das führt dazu, dass die vollzeitliche Tätigkeit der Leiter immer mehr als Erwerbsquelle angesehen wird. Dies wiederum hat

zur Folge, dass eine Vielzahl von Menschen ein Theologiestudium aufnehmen wollen, denn so gelangt man auf dem schnellsten Weg ins Ausland. Der Wunsch der Studierenden besteht darin, so lange wie möglich in den Vereinigten Staaten zu bleiben, statt sich für den Dienst vorzubereiten und weiterzubilden. Aus Theologie wird nun »Dollar-logie«.

Leiter, die sich diskreditiert haben, weil Schmiergeld durch ihre Hände geflossen ist, entfremden sich nicht nur von den Gemeindegliedern, sondern nehmen ihre Leitungsaufgaben auch im Stile von Verwaltungsbeamten wahr.

Was sie sagen, gilt – sie haben immer das letzte Wort. Ich habe davon gehört, dass Gelder in einer der Missionsgesellschaften in Indien veruntreut wurden. Dieses Fehlverhalten war sogar auf der höchsten Führungsebene dieses Werkes bekannt, doch niemand legte dem Betreffenden das Handwerk, denn er hatte mehr Spenden gesammelt als jeder andere.

Doch bei all diesen Tragödien ist es ermutigend zu wissen, dass die Baptistengemeinden in Mizoram im Jahr 1996 auf ein einhundertjähriges Bestehen zurückblicken konnten. Von Beginn an waren die einheimischen Gläubigen nie von der Unterstützung ihrer Missionare abhängig, die lediglich bei der Übersetzung der Bibel und der Unterweisung der ersten Gläubigen halfen. Die Christen in Mizoram starteten ihre eigene Missionsarbeit im Jahr 1939 und heute, im Jahr 2005, arbeiten sie unter Menschen aus 25 verschiedenen Nationalitäten und Stämmen. Sie haben 209 kulturgrenzüberschreitende Missionare ausgesandt, und 291 aller Ausgesandten sind im eigenen Bundestaat tätig.

Ihre Missionare arbeiten unter Assamesen, Bewohnern von Arunachal, den Bengalis, den den Boro, den Marathi, in Madhya Pradesh, unter Nepalesen, Bangladeschern, Chinesen, Thailändern etc. Sie haben in ihrer Missionsarbeit 911 neue Gemeinden gegründet – während es in der Heimat

405 örtliche Gemeinden gibt. Auf dem Missionsfeld kamen 109988 Menschen zum Glauben, wohingegen in Mizoram 79109 Gläubige den Gemeinden angehören. Das Missionsbudget für dieses Jahr [2005] beträgt knapp 367 Millionen Rupien.³⁵

Es ist also kein Zufall, dass auf dem indischen Subkontinent viele Missionsgesellschaften mit Geldern aus dem Ausland finanziert werden. Sie gedeihen, solange das Geld fließt. Um die Kriterien der weiteren Finanzierung zu erfüllen, gehen manche Gemeinden sogar so weit, eine Gemeinde zu »kaufen«, indem sie bestehende Gemeinden spalten. Welch eine schreckliche Missionsstrategie ...

(Aus dem Artikel »Is Dependency Making Missions Go Sideways?«³⁶ von Dr. Jamang Ngul Khan Pau aus Indien)

Dieser Mitarbeiter im Werk des Herrn hat die verheerenden Auswirkungen erlebt, die die finanzielle Bevormundung mit sich bringt. Dies erinnert mich an einen Vers in den Sprüchen: »Da ist ein Weg, der einem Menschen gerade erscheint, aber sein Ende sind Wege des Todes« (16,25). Es sei nochmals Emerson zitiert: »Geld kostet oft zu viel.«

Spendengelder, die Abhängigkeit schaffen, sind nicht nur Geldverschwendung. Sie sind vielmehr auch eine Machete, die einem aktiven Einheimischen gleichsam die Beine amputiert. Gott bewahre uns davor, dass wir diejenigen sind, die diese Machete schwingen.

35 A. d. H.: Rechnet man diesen Budgetbetrag in Euro um, ergibt sich unter Berücksichtigung des damaligen Wechselkurses ein mittlerer einstelliger Millionenbetrag.

36 A. d. H.: Svw. »Gerät die Missionsarbeit durch Abhängigkeiten auf Abwege?«.

Lokale Initiativen unterstützen

Wenn du Geld für dich reden lässt, übertönt das alles andere,
was du sagen wolltest.³⁷

Mignon McLaughlin

Ich sage euch: Jedem, der hat, wird gegeben werden.

Lukas 19,26

Wenn man jemanden mit Geld überschüttet, wird der Betreffende nicht angeregt, selbst die Initiative zu ergreifen (außer vielleicht die Initiative, auf Einkaufstour zu gehen). Ja, vielfach wird damit das Gegenteil bewirkt. Wenn jemand im Lotto gewinnt, verliert er oft jeden Wunsch, fleißig zu arbeiten. Die Initiative wird ruiniert, und das Leben wird häufig zerstört; nur selten werden positive Auswirkungen sichtbar.

Wir sehen dieses Problem, wenn es um die Indianerreservate in den USA geht. Viele der dortigen Bewohner haben den Willen zum Arbeiten verloren. Wenn wir in ein Gebiet kommen und Geld gedankenlos ausgeben, indem wir die Leute großzügig versorgen, untergraben wir oft die lokale Initiative, die es dort vielleicht schon gibt.

Man sollte nie versuchen, Geld zu benutzen, um eine Initiative zu starten. Man sollte es vielmehr dafür einsetzen, um diejenigen zu unterstützen, die schon die Initiative ergriffen haben. Wenn wir mit jemandem zusammenarbeiten, der schon aktiv geworden ist, kann unser Geld dazu dienen, ein Werk zu unterstützen, das bereits ins Leben gerufen worden ist.

Mein Freund Shel Arensen ist Missionar in Kenia. Er hat miterlebt, wie Geld hilft oder hindert, unterstützt oder Eigeninitiative schwächt. Als er anfang, einen unerreichten Stamm in den Bergen zu missionieren, war er entschlossen, sein Geld und seine Mittel

37 A. d. H.: *Aperçus: The Aphorisms of Mignon McLaughlin*, The Brabant Press, 2014.

weise einzusetzen. Er wollte Gemeinden bauen, die nicht auf Geld aus dem Westen warten würden, bevor sie irgendetwas unternehmen. Sie sollten vielmehr lernen, selbst die Initiative zu ergreifen.

Wie setzte er seine Entscheidung um? Viele kamen zum Glauben. Ein Gemeindehaus wurde gebraucht. Mein Freund weigerte sich, das Gemeindehaus für sie zu bauen. Er sagte ihnen aber, dass er bereit wäre, ihnen zu helfen, wenn sie anfangen würden zu bauen. Nachdem sie die Wände aufgerichtet hatten, besorgte Shel das Blech für das Dach. (Dadurch wurde auch der Wald in der Umgebung geschont, der dort sowieso schon zu sehr abgeholzt wurde.) Die Initiative vor Ort wurde durch sein Verhalten angeregt und nicht erstickt.

Leider kommt es zu oft vor, dass wir wohlmeinenden Amerikaner uns der Initiative der Gläubigen vor Ort in den Weg stellen. Das kann einfach dadurch geschehen, dass wir in ein Land reisen und dort ein Gemeindehaus für sie bauen. Folgender Unterschied erscheint gering, aber er ist von grundlegender Bedeutung: Die eine Art besteht darin, dass man »gemeinsam mit ihnen« ans Werk geht, die andere darin, dass man es tut, »ohne sie einzubeziehen«. Als Shel das Blech zahlte und beim Dachbau half, war er »gemeinsam mit ihnen« am Werk. Aber wenn die gesamte Finanzierung und der Bau eines Gemeindehauses nicht durch Einheimische erfolgt, geschieht dies, »ohne sie einzubeziehen«. Die eine Art hilft und stärkt, die andere hindert und beraubt die Einheimischen ihres Elans – obwohl man in beiden Fällen beabsichtigt, großzügig zu geben und zu unterstützen.

Wir fuhren vom Naivasha-See hinauf in die Berge, wo die Dorobos leben. Ich saß auf dem Beifahrersitz des Geländewagens, und wir alle wurden während der Fahrt auf der holprigen »Straße« gehörig durchgeschüttelt. Die Angehörigen dieses Stammes leben noch völlig autark. Sie sind ganz auf sich gestellt – einer der wenigen Stämme auf der Erde, die bis in unsere Tage hinein als Jäger und Sammler leben. Aber diese Lebensweise werden sie nicht mehr

lange fortsetzen können, weil das Waldgebiet, in dem sie leben, immer weiter kahl geschlagen wird. Einer der Stammesältesten sagte: »Unsere Nahrung bestand aus Büffel Fleisch und wildem Honig.« Heute sind sie gezwungen, sich auch von Kartoffeln zu ernähren, die sie auf den abgeholzten Flächen anbauen müssen, um zu überleben.

Ich war ganz gespannt auf einen Gottesdienst bei diesem Stamm, der zehn Jahre vorher vom Evangelium noch völlig unerreicht war. Meine Frau und ich begleiteten Shel, und wir fuhren vier Stunden bis in das Zentrum des Stammesgebietes, um eine neu gegründete Gemeinde zu besuchen. Shel hatte zwar die Arbeit unter den Dorobo begonnen, aber diese Gemeinde hatte er noch nie besucht. So freute er sich ebenso darauf, sie kennenzulernen. Die Dorobo hatten diese Gemeinde selbst gegründet. Sie hatten das Evangelium in dem Gebiet verbreitet, bevor sie sich um Jüngerschaftsschulung kümmerten und sogar ein Gemeindehaus bauten – ohne die Hilfe des weißen Mannes und ohne Gelder von außen.

Schließlich fuhren wir auf den »Parkplatz« in ca. 2440 Meter Höhe. Es war nur für ein Auto Platz. Wir waren die ersten Weißen, die diese Gemeinde besuchten.

Ein neu bekehrter Mann, der in der Nähe wohnte, hatte das Grundstück zur Verfügung gestellt. Das Baumaterial wurde in der Umgebung gesammelt, und die Geschwister der Gemeinde bauten das kleine Haus gemeinsam. Sie haben nicht nur die Wände hochgezogen, sondern sich auch an das Dach gewagt, denn sonst hätten sie auf Shel warten müssen, der sich mit Geld aus dem Ausland hätte darum kümmern können.

Wir erlebten dort einen wunderbaren Gottesdienst.

Diese Art von Initiative der Christen vor Ort ist für mich ganz erstaunlich. Ich bin gerade aus einem Nachbarland zurückgekommen. Dort habe ich erlebt, wie ein an einem Gemeindegründungsprojekt beteiligter Mitarbeiter ganz frustriert gewesen ist, weil die Initiative der einheimischen Gemeinden zunichtegemacht wurde – durch »christliche Sozialhilfe«. Die Betroffenen hatten

folgende Einstellung: »Warten wir mal, bis die Ausländer etwas geben.«

Ich fragte Shel, was er unternommen hatte, um die Christen dazu zu bringen, selbst aktiv zu werden. Er antwortete: »Das war gar nicht so leicht. Vor einigen Jahren half ich einfach mit dem Dach für ein neues Gebäude. Die Dorfältesten fragten mich dann, ob ich nicht auch mit einer Toilette für das neue Gebäude helfen könnte. Ich erwiderte: ›Dazu seid ihr selbst imstande. Ihr habt schon die ganze Zeit über Toiletten gebaut.‹ Sie hatten aber davon gehört, dass die Ausländer überall in Kenia oft alles geben, worum man sie bittet. Deswegen beschwerten sie sich bei mir: ›Pastor Shel, wir haben erwartet, dass du uns wirklich mehr hilfst.‹ Sie waren ziemlich aufgebracht. Es ging nicht darum, dass ich das Geld nicht auftreiben konnte oder keine Bauarbeiter fand. Es ging um das Prinzip, dass sie das, was sie tun konnten, selbst tun sollten. Ich wollte nicht die Vorstellung nähren, dass sie auf den ›reichen Mann‹ angewiesen sind.

Ich fühlte mich furchtbar, weil die Dorfältesten sich wirklich darüber aufgeregt haben, dass ich nicht bereit war, bei diesem kleinen Projekt finanziell zu helfen. Sie verließen mich voller Zorn und kehrten der Gemeinde den Rücken zu, indem sie wieder in ihr altes Leben verfielen, das von Trunksucht und anderen Sünden geprägt war. Ich war am Boden. Hatte ich diese Männer zu Fall gebracht? Hätte ich ihnen die kleine Summe geben sollen, um die sie mich gebeten hatten? Wären sie dem Herrn weiterhin gefolgt, wenn ich das getan hätte? Diese Fragen nagten an mir.

Die Christen am Ort übernahmen es dann, die Toilette selbst zu bauen, sodass die Gemeindegarbeit weitergehen konnte. Und die verärgerten Dorfältesten? Nach ein paar Jahren gaben sie ihre Sünden auf, in die sie zurückgefallen waren, und wandten sich wieder dem Herrn zu.

Jetzt sehe ich dieses Gemeindehaus, das die Leute ganz allein gebaut haben, ohne Hilfe von außen. Ich freue mich so, und ich weiß, dass meine Entscheidung damals richtig war.

Ein anderes Mal bat mich eine Gruppe von Dorobo-Evangelisten, ihnen bei ihrem nächsten Einsatz zu helfen. Sie fragten, ob ich sie zu dem Dorf fahren würde, wo sie evangelisieren wollten. Dabei sah ich ein Problem: Hätte ich sie hingefahren, dann hätte leicht der Eindruck entstehen können: Zum Evangelisieren braucht man ein Auto. Ich benutzte ein Auto, um in das Gebiet der Dorobo zu kommen, denn unser Haus war ziemlich weit davon entfernt. Aber in ihrem Alltag kommen sie ohne Autos aus. Warum sollte daher ihr Dienst für den Herrn davon abhängig werden?

Ich fragte sie, wo sie evangelisieren wollten, und bot meine Hilfe an. Wir trafen uns in ihrem Dorf und wanderten gemeinsam dorthin, ungefähr 24 Kilometer weit. Im bisher unerreichten Gebiet half ich, das Evangelium zu verbreiten.

Wenn ich sie bei diesem ersten Mal hingefahren hätte, hätten sie wahrscheinlich eine falsche Lektion gelernt. Wenn ich sie jetzt, nach Jahren, ab und zu einmal irgendwohin fahre, bremst das ihre Initiative nicht. Sie haben das Evangelium schon verbreitet und weitere Gemeinden gegründet und sind dabei immer ohne Auto ausgekommen.«

Wenn weniger wirklich mehr ist

Stellen Sie sich vor, die Schlagzeile in der Tageszeitung würde folgendermaßen lauten: »Bill Gates wird religiös – Er kündigt an, sich einer Gemeinde anzuschließen«. Was würden die Gemeinden denken, wenn er in Ihrer Stadt leben und dies ankündigen würde? Worauf würden sie hoffen?

Ich nehme an: »Super! Wenn er treu den Zehnten gibt, würden wir 50 Millionen Dollar im Jahr in unserer Gemeinde zur Verfügung haben. Stellt euch vor, was wir alles mit dem Geld machen könnten. Wir könnten das Bauprojekt fertigstellen, mit dem wir uns schon so lange abmühen. Und wir hätten auf einen Schlag einen unglaublich großen Betrag für unsere weltweiten

Missionsprojekte.« Wir würden beten, dass er zu uns in die Gemeinde kommt.

Aber in Wirklichkeit wäre das eine große Gefahr für unsere Gemeinde. Es würde unsere Gemeinde wahrscheinlich zugrunde richten, wenn er sich uns anschließen und beginnen würde, den Zehnten zu geben.

Vor Kurzem hatten wir eine kleine Finanzkrise in unserer Gemeinde und mussten unsere Ausgaben einschränken. Es sah wie eine Krise aus, aber es war eigentlich ein großer Segen. Wir hatten uns angewöhnt, dass wir sofort jemanden einstellten und bezahlten, sobald eine neue Aufgabe dies erforderte. Es war einfach immer genug Geld dafür da. Aber jetzt waren die finanziellen Mittel weniger geworden, und wir mussten die Aufgaben anders bewältigen, indem wir stärker unsere Mitgeschwister einbezogen. Wir brauchten Freiwillige, und so versuchten wir alles, um Gemeindeglieder zu motivieren und anzuleiten. Jetzt arbeiten mehr Geschwister in unserer Gemeinde mit als jemals zuvor. Warum? Weil wir kein Geld hatten, jemanden anzustellen. Die Leute, die gewohnt waren zu geben, fingen jetzt an, noch auf eine andere Weise zu geben: Sie opferten ihre Kraft und Zeit wie nie zuvor. Bedenken Sie einmal, wie es sich auf uns auswirken würde, wenn Bill Gates hierherkommen und anfangen würde, den Zehnten zu geben.

Vor Kurzem fragte ich einige großzügige und freigebige Christen: »Was würde passieren, wenn Bill Gates in eure Gemeinde kommen und den Zehnten geben würde?«

Hier sind die Antworten:

- Die Geschwister würden aufhören, der Gemeinde zu geben.
- Die Betroffenen würden sich fragen: »Wozu braucht sie noch meine 400 Dollar im Monat, da sowieso schon fünf Millionen gegeben werden?«
- Die Gemeindeglieder würden die Gesamtheit der Glaubensgeschwister vor Ort nicht mehr als »ihre« Gemeinde sehen.

- Die Leute würden sich andere Projekte suchen, für die sie geben könnten.
- Es würde die Gemeinde zugrunde richten.

Wie ich schon sagte: Wenn die Gemeinde nicht extrem stabil ist, könnte das der Anfang von einem sehr schnellen Ende sein.

Sollten die Betreffenden aufhören zu geben, nur weil Bill Gates am Sonntag plötzlich auftaucht? Natürlich nicht. Aber die Realität ist: Viele würden aufhören.

Wenn also etwas Derartiges in einer Gemeinde passiert, wo sich die Tradition des Gebens bereits seit Langem bewährt hat – was würde erst bei Christen geschehen, unter denen sich noch keine Gewohnheit herausgebildet hat, überhaupt zu geben, und die das regelmäßige Geben noch nicht gelernt haben?

Es wäre so ähnlich wie bei den Leuten, von denen wir gehört und die im Lotto gewonnen haben. Sie haben gehofft, dass sie den Hauptgewinn bekommen, damit ihre Probleme endlich aufhören. Aber wenn dies dann eintritt, richtet das Geld alles zugrunde, was sie vorher hatten.

Wenn wir Amerikaner in ein Land der Dritten Welt kommen, werden wir so betrachtet wie Bill Gates, wenn er bei uns auftaucht: *Der reiche Mann ist da, um uns von allen finanziellen Schwierigkeiten zu befreien.* Oft ist die Idee verbreitet, dass wir alle unsere Probleme lösen könnten, wenn der Reiche seine Brieftasche öffnet. Dieser Gedanke ist bestenfalls ein schöner Traum.

Diesbezüglich geht es auch um *geistliche Eigenständigkeit*. Der Apostel Paulus hat vorgelebt, wie man Gemeinden auf eine Weise gründet, dass sie eigenständig weiterarbeiten können. Wir haben sein Vorbild seit fast 2000 Jahren. Wenn wir das Vorbild von Paulus missachten und tun, was unseren Vorstellungen entspricht oder was im Moment gut zu verwirklichen ist, berauben wir die Gemeinde schließlich der Eigeninitiative. Das ist verhängnisvoll, denn sie ist die Braut Christi.

Wir müssen uns den harten Fragen stellen. Wird dieses Projekt weitergehen, wenn morgen das Geld ausgeht? Werden die Einheimischen die Fackel weitertragen? Oder ist es eine goldene Fackel aus dem Westen, die sie nicht tragen können, weil sie letztendlich zu schwer ist? Untergräbt das, was ich jetzt tue, die Zukunft der einheimischen Gemeinden?

Geben wir auf eine Weise, damit die Gemeinden einen festen Stand gewinnen.

Ein morsches Fundament

Ich erinnere mich noch daran, dass ich als Kind meinem Großvater, Vater und Onkel dabei half, das Fundament unseres Ferienhäuschens mit ca. 36 Quadratmeter Grundfläche in den Bighorn Mountains in Wyoming zu gießen. Ein etwa 9x4 Meter großes Fundament scheint keine große Sache zu sein, doch es war kein einfaches Unterfangen. Das lag daran, dass das Häuschen bereits stand – fertig gebaut, aber ohne Fundament. Die untersten Balken des Häuschens lagen direkt auf dem steinigen Untergrund auf.

Ich denke daran zurück, dass es großen Spaß machte, den Sand und den Kies mit dem Zement zu mischen und dann die Mischung in die Schalung zu gießen. Doch mein Vater hat daran etwas andere Erinnerungen. Er ruft sich ins Gedächtnis, wie hart es war, das Häuschen anzuheben, die Fundamentgräben darunter auszuschachten, die Schalung unter das Häuschen zu bringen, den Zement zu gießen, ihn aushärten zu lassen und schließlich das Häuschen wieder herunterzulassen. Die Erwachsenen stellten sich die offensichtliche Frage: Warum hatte der vorherige Besitzer, der das Häuschen gebaut hatte, nicht gleich ein ordentliches Fundament gelegt?

Die Art und Weise, wie wir unser Geld einsetzen, um am Reich Gottes mitzubauen, sollte immer wieder kritisch hinterfragt werden. Wird mit dem Geld groß, hoch und schnell gebaut? Oder legen

wir mit dem Geld das richtige Fundament? Meiner Erfahrung nach wird es meist genutzt, um groß, hoch und schnell zu bauen – das heißt aber auf lange Sicht, dass ohne Fundament weder wirklich groß noch hoch gebaut werden kann.

Lassen Sie es mich folgendermaßen erklären ...

Kasachstan

Mein Freund hat 14 Jahre lang in Kasachstan als Missionar gearbeitet. Als er 1993 dort ankam, gab es nur ein paar Gläubige in dem betreffenden Landesteil. Innerhalb von zehn Jahren stieg diese Zahl auf 15 000. In den letzten Jahren ist die Zahl der Gemeindeglieder jedoch nicht mehr gewachsen. Ja, mein Freund ist bei einem Heimataufenthalt in den USA der Meinung gewesen, dass es sogar weniger geworden sind.

Als ich dies hörte, war ich natürlich sehr betroffen. Ich fragte ihn: »Dave, woher kommt das?«

Ich war schockiert, wie schnell er antwortete:

»Es springt finanziell nichts mehr dabei heraus, wenn man Christ wird. Deswegen hat die Gemeinde aufgehört zu wachsen.«

Wie kann das sein? Was sprang denn am Anfang finanziell dabei heraus, wenn man Christ wurde? Kann die Art, wie wir die Mission unterstützen, wirklich das Wachstum der Gemeinde verhindern? Das waren die Fragen, mit denen ich Dave bestürmte. Er erklärte mir das so:

Mit dem Zusammenbruch der kommunistischen Ideologie stand Kasachstan nach langer Zeit wieder für Missionare aus dem Westen offen. Missionare strömten ins Land. Im Grunde nur dadurch, dass sie Christen begegneten, die vollzeitlich tätig waren und vom Ausland bezahlt wurden, kamen Kasachen anfangs mit dem Christentum in Berührung. Sofort verbreitete sich die allgemeine Annahme, man werde dafür bezahlt, wenn man Christ wird – auch wenn niemand darüber sprach.

Diese zugrunde liegende Annahme wurde bestärkt durch das, was als Nächstes in der Geschichte der jungen kasachischen Gemeinde geschah. Als die ersten Kasachen zum Glauben an Christus kamen, wurden sie fast umgehend damit belohnt, dass sie vollzeitlich angestellt wurden. Die Missionare konnten sich nicht mit dem Gedanken abfinden, dass diese dynamischen jungen Gläubigen tagsüber einem »gewöhnlichen Beruf« nachgingen, während sie doch ihr Leben in die vollzeitliche christliche Arbeit einbringen konnten. Es ist eine westliche Vorstellung, dass vollzeitliche Missionsarbeit viel besser sei als der Dienst, der in Verbindung mit einem Beruf getan wird. Unter »Christ« stellte man sich in Kasachstan also oft jemanden vor, der dafür bezahlt wurde.

Es entstand ein großer Druck dahin gehend, dass ein Missionar seine ersten Bekehrten anstellte. Warum? Na ja, wenn er sie nicht anstellte, wandten sie sich an einen anderen Missionar, der ein paar Hundert Meter entfernt wohnte. Diese ersten Gläubigen beherrschten meist Englisch, und dadurch kannten sie die Ausländer in der Gegend. Sie hatten sich mit ihnen unterhalten, um ihr Englisch zu verbessern. Hans³⁸ war davon überzeugt, dass man neue Gläubige nicht vollzeitlich anstellen sollte. Er hat zwar Ahmed zu Christus geführt, aber Ahmed hatte auch schon Josef kennengelernt, der in seinem Umfeld wohnte. Josef wollte unbedingt einen Einheimischen anstellen, der vollzeitlich das Evangelium verkündigte. Einheimische konnten diese Arbeit doch viel billiger tun: Sie beherrschten schon die Sprache, und die vielen Glaubensgeschwister im Westen, die diese Missionsarbeit unterstützten, wollten natürlich, dass ihre Gaben möglichst wirksam eingesetzt wurden. Sie würden mit ihren Gaben sehr gern dazu beitragen, dass Ahmed ein vollzeitlicher Evangelist wurde.

Hans war entsetzt bei dem Gedanken, dass er seinen eigenen geistlichen Sohn an einen Missionar verlieren würde, der womöglich beabsichtigte, ihn anzustellen. Aber Ahmed brauchte

38 A. d. H.: Bei den Namen, die hier und im Folgenden erwähnt werden, handelt es sich um Pseudonyme.

Arbeit, und es war schwer, eine Stelle zu bekommen. So konnte Hans entweder gegen seine Überzeugungen handeln und Ahmed selbst anstellen, oder er konnte zulassen, dass ein Missionswerk, das andere Überzeugungen hatte, Ahmed anstellte. Die dritte Möglichkeit wäre gewesen, Ahmed zu überzeugen, dass er nicht vollzeitlich als Evangelist arbeiten sollte – aber hätte er eingesehen, dass dies der richtige Weg für ihn war? Was wäre schlecht dabei, dem Herrn Jesus vollzeitlich zu dienen und dafür gut bezahlt zu werden? Warum denn nicht?

Wenn Gemeindearbeit auf diese Weise beginnt, was stände dem im Wege, sie nach den gleichen Grundsätzen weiterzuführen? Dieser Mechanismus wurde durch Geld aus dem Westen in Gang gebracht. Inzwischen ist dieser Fluss allmählich versiegt. Das Fundament wurde sehr schnell gelegt, weil man sich dachte: Je schneller sich das Evangelium verbreitet, desto besser. Doch um welches Fundament handelte es sich? Es wurde mit Geld aus dem Ausland gebaut, und als das Geld ausblieb, hörte die Gemeinde auf zu wachsen.

So mancher Pastor in Kasachstan will keine Leitungsaufgaben mehr übernehmen, weil die Gemeinde vor Ort ihn nicht so wie früher bezahlen kann, als Spender aus dem Westen in großzügiger Weise für seinen Lebensunterhalt aufkamen. Außerdem haben die dortigen Gemeinden nicht gelernt, zu geben und Mitarbeiter entsprechend zu unterstützen, weil bisher alles Geld aus dem Ausland kam.

Es stimmt, das Gebäude ist schnell größer geworden, aber das ist nur aufgrund des Geldes aus dem Ausland möglich gewesen. Es ist sehr schwer, solche Gewohnheiten zu ändern, wenn sie erst einmal verinnerlicht worden sind. Es stellt sich die Frage: Wie leicht ist es, das Fundament eines zehnstöckigen Gebäudes durch ein anderes zu ersetzen?

Nicht nur Entwicklungsländer sind betroffen

Dasselbe gilt auch für andere Länder. In Slowenien boten sich Missionaren etwa zur gleichen Zeit wie in Kasachstan umfassende Arbeitsmöglichkeiten. Das Land war allerdings wirtschaftlich viel besser gestellt. Schnell hätte man zu der Annahme neigen können, dass die Gemeinden dort also keine finanzielle Hilfe aus dem Westen benötigen würden und die Gläubigen imstande wären, ihre eigenen Pastoren zu unterstützen. Doch es geht nicht darum, ob ein Land Geld hat, sondern um das Fundament, das die Missionare mit ihrem Dienst und ihrem Geld gelegt haben.

Ein Christ aus Slowenien berichtete mir davon, was ein dortiger Pastor zu denen gesagt hatte, die in seiner Gemeinde versammelt waren: »Ihr braucht nichts zu geben, ich kann Geld aus dem Westen auftreiben.« Natürlich, er bekam Geld aus Amerika – und zwar von drei Gemeinden gleichzeitig, die ihn persönlich unterstützten. Keine wusste von den anderen. Wie es um die geistliche Gesundheit der Gemeinde bestellt war, können Sie sich selbst denken. Weil es keine Verantwortlichkeit in der Beziehung zwischen dem Pastor und seiner Gemeinde gab, spaltete sich die Gemeinde; es kam zu Zerwürfnissen und Parteiungen, und sie brach auseinander.

Doch zurück zu meiner ursprünglichen Geschichte. Warum hatte der vorherige Besitzer, der das Häuschen gebaut hatte, nicht gleich ein ordentliches Fundament gelegt?

Ich vermute, dass es an dem Zeit- und Kraftaufwand scheiterte, den er zum Ausheben der Gräben und zur Beschaffung des Zements benötigt hätte. Was für ein Aufwand, zusätzlich die 50 Kilometer nach Sheridan³⁹ zu fahren, um Zement zu kaufen – undenkbar! Die Pferde hätten mehrere Wagenladungen die steile Straße zum Häuschen emporziehen müssen. Es ging doch so viel schneller und einfacher, die Baumstämme vor Ort zu fällen

39 A. d. H.: Im oben erwähnten US-Bundesstaat Wyoming befindliche Stadt, die in der Nähe der Bighorn Mountains liegt.

und das Häuschen zu errichten. Dabei wurde kein Gedanke daran verschwendet, dass das Häuschen mit einem entsprechenden Fundament viel länger Bestand haben würde.

Das ist genau das, was passiert, wenn wir in ein Land kommen und unser Geld dafür einsetzen, Einheimische im Rahmen eines Gemeindegründungsprojekts anzustellen. In kurzer Zeit richten wir viel aus, doch zehn Jahre später wundern wir uns: Warum wächst die Gemeinde nicht mehr? Ja, warum schrumpft sie sogar? Dann müssen wir zum Anfang zurückgehen und das ganze Häuschen anheben, um darunter das Fundament zu gießen.

Bauen wir gleich von Anfang an auf das richtige Fundament! Genau das hat Paulus getan. Lernen wir von ihm.

Schauen Sie sich sein Leben an, es ging ihm immer um das Fundament! Er wollte gleich richtig anfangen. Hören wir seine Worte:

Denn ihr selbst wisst, wie ihr uns nachahmen sollt; denn wir haben nicht unordentlich unter euch gelebt, noch haben wir von jemand Brot umsonst gegessen, sondern wir haben mit Mühe und Beschwerde Nacht und Tag gearbeitet, um nicht jemand von euch beschwerlich zu fallen. Nicht, dass wir nicht das Recht dazu haben, sondern damit wir uns selbst euch zum Vorbild gäben, damit ihr uns nachahmt (2Thes 3,7-9).

Von Anfang an war Paulus diesbezüglich ein Vorbild. Ja, er war ein echter Missionar – und er war ein Vorbild, was harte Arbeit anging. Diejenigen, die er zu Christus führte, wurden nicht sofort als Evangelisten angestellt. Sie haben weitergearbeitet, und sie haben dem Herrn bei ihrer Arbeit und in ihrer Freizeit gedient. Die Gemeindeglieder mussten alle lernen, zu geben und mitzuarbeiten; es gab keinen »großen Bruder« aus dem Westen, der alles bezahlte. Zuerst haben sie gegeben, um für Witwen und Waisen zu sorgen, und später haben sie auch für die Ältesten gegeben, die der biblischen Unterweisung viel Zeit widmeten. Vielleicht sind später auch noch andere Bedürfnisse hinzugekommen.

Wenn wir zeitlich ganz weit zurückgehen, welches erste Beispiel für Arbeit sehen wir da in der Schrift? Es ist 1. Mose 1. *Gott* war am Werk, indem er die Himmel und die Erde erschuf. Mit seinem Handeln gab er uns ein Vorbild für Arbeit und Ruhe. Indem er am Werk war, gab er uns ein nachahmenswertes Beispiel. Und das gilt auch für Paulus.

Wir als westliche Missionare gehen oft andersherum ans Werk. Weil Geld zu denjenigen Ressourcen gehört, die uns überreich zur Verfügung stehen, gibt es traditionell den Ton an. Wir sind in ein Land gekommen und haben unsere finanziellen Möglichkeiten dafür genutzt, zunächst ein Gemeindehaus zu bauen. Dann machen wir einen offenbar vertrauenswürdigen Einheimischen ausfindig, um ihn mit westlichem Geld als Vollzeitpastor zu bezahlen. Kurz darauf sehen wir, dass die Einheimischen den Armen, Witwen und Waisen nichts geben, sodass wir meinen, dass ihnen die Mittel dazu fehlen. Daher schreiten wir ein, um unser westliches Geld auch für diesen Zweck einzusetzen. Dabei haben es die Einheimischen nie gelernt, Verantwortung in der eigenen Gemeinde zu übernehmen, und wenn wir so wie eben beschrieben handeln und das falsche Fundament legen, wird das wohl auch nie der Fall sein. Vielleicht ist das Evangelium verkündigt worden, aber niemand hat es ihnen bisher vorgelebt. Keiner hat ihnen bislang gezeigt, wie das praktisch aussieht.

Dem Missionsbefehl zufolge sollen wir sie lehren, alles zu bewahren, was Jesus geboten hat. Lehren fängt damit an, Vorbild zu sein. Weil Gott wusste, dass wir diese Lektion lernen müssen, lesen wir ganz am Anfang davon, dass er am Werk war. Paulus kannte diese Zusammenhänge ebenfalls: »Nicht, dass wir nicht das Recht dazu haben, sondern damit wir uns selbst euch zum Vorbild gäben, damit ihr uns nachahmt« (2Thes 3,9).

Fast 2000 Jahre später müssen wir dies vielleicht wieder lernen.

Arbeit als »Zeltmacher« ist kein notwendiges Übel. Paulus hat das nicht gemacht, weil ihm Geld fehlte. Er wollte vielmehr ein Vorbild sein, »damit ihr uns nachahmt«.

Wenn es ausnahmslos vollzeitliche, bezahlte Mitarbeiter sind, die in einer bestimmten Kultur bzw. in dem jeweiligen Land das Evangelium verkündigen, wird das beispielgebend für die Gläubigen vor Ort sein. Der erste Eindruck prägt sich ein. Der Nachteil: Diese Arbeitsweise ist abhängig von Geld aus dem Ausland. Aber wenn man diesen ersten Christen als diejenigen begegnet, die das Wort lehren und zum Wohl der Gesellschaft hart arbeiten, wenn diese mit all ihren Bekannten über das Evangelium reden und in ihrer Wohnung Bibelstunden halten, dann ist von Anfang an eine Arbeitsweise vorgegeben, die nicht auf Geld aus dem Ausland angewiesen ist. Den Einheimischen wird ein nachahmenswertes Beispiel gegeben. Und daran werden sie sich auch halten.

In einer Kultur, in der es keine vollzeitlichen Mitarbeiter gab, trat Paulus so auf wie die Leute, die er erreichen wollte – als Arbeiter. Er erreichte sie, indem er einer von ihnen war. Sie konnten ihn sofort nachahmen, ohne auf Geld aus dem Ausland zu warten. Die Gemeinde wuchs, und es zeigte sich bald, wer ein Leiter oder ein Lehrer war. Dann sagte Paulus, dass es Älteste im Lehr- und Predigtamt gebe, die doppelter Ehre würdig seien. Daraufhin entschied die örtliche Gemeinde im konkreten Fall: »Unterstützen wir diesen Ältesten, damit er mehr Zeit für den Dienst hat.« Der Betreffende wurde nicht von außen, sondern von den eigenen Leuten bezahlt. Er war ihnen gegenüber verantwortlich. In einer Kultur, die gegenüber unserer heutigen Zivilisation den Eindruck der Armut und der technischen Zurückgebliebenheit erweckt, wurde die von Paulus gegründete Gemeinde wirklich eigenständig und lebensfähig.

Wenn es also darauf ankommt, ein Fundament zu legen, müssen wir das tun, was der Mann, der unser Ferienhäuschen baute, versäumt hat. Wir müssen unser Geld dafür verwenden, den Berg wieder hinabzusteigen, um erst einmal Zement zu kaufen. Vielleicht ist es schwer, die Steigung wieder zu erklimmen, und vielleicht wird den Pferden bei dem Versuch alles abverlangt, doch der Zement ist von entscheidender Bedeutung. Wir müssen den richtigen Sand

und die richtigen Zuschlagstoffe in den Mischer schaufeln. Ein stabiles und haltbares Fundament muss gegossen werden.

Man benötigt weiterhin Geld, um das Häuschen zu bauen, doch das Geld muss zur richtigen Zeit für die richtigen Dinge ausgegeben werden. Auch wenn das Häuschen nicht in einem Jahr gebaut wird, ist es besser, ein Häuschen zu haben, das die kommenden harten Winter übersteht und das einem in den nächsten Jahrzehnten erhalten bleibt. Wir brauchen ein Fundament, das nicht nach wenigen Jahren verrottet.

Ein aktuelles Beispiel

Sobald ich diesen Abschnitt hier beendet hatte, bekam ich eine E-Mail von einem Missionar unserer Gemeinde. Sie zeigt, was passiert, wenn die Missionsarbeit in einem bestimmten Land auf dem Fundament ausländischer Gelder aufgebaut wird. Der Betreffende ist ein fantastischer Leiter und die Missionsgesellschaft eine der angesehensten, mit denen wir bisher zusammengearbeitet haben. Ich denke aber, dass die Verantwortlichen ein wackliges Fundament auf ausländischen Banknoten bauten, anstatt auf heimischen Zement zu vertrauen. Ich habe hier die wirklichen Namen geändert.

Hallo, ihr Lieben, ich hoffe sehr, dass es Euch gut geht. Wir sind wohlauf, wollen Euch aber einige Gebetsanliegen mitteilen. Zwischen uns und Petras gibt es deutliche Spannungen, was Finanzen betrifft.

Unsere generelle Einstellung dazu unterscheidet sich grundlegend von seiner Haltung. Petras hat das Herz *wirklich* am rechten Fleck, doch wenn es darum geht, Geld auszugeben (sei es persönlich oder für den Dienst), dann geben er oder die einheimischen Mitarbeiter alles aus, weil sie meinen, sich darauf verlassen zu können, dass ausländisches Geld nachfließt. Meine Missionsgesellschaft versucht, diese

Gewohnheit nicht zu fördern. Ja, die Verantwortlichen haben nun gefordert, dass sich das Verhalten ändert und sich der praktische Umgang mit Geld (auch dessen Nachverfolgbarkeit) verbessert. Doch ich (Samuel) bekomme all den Frust von Petras zu spüren, denn diese Forderungen wurden erstmals ungefähr zu der gleichen Zeit gestellt, als wir hier ankamen (und ich bin für die finanziellen Belange aller Mitarbeiter hier zuständig). Logischerweise kann man nur das ausgeben, was man hat, auch wenn es bedeutet, dass man zu manchen Menschen und ihren Ideen »Nein« sagen muss. Petras will einfach zu niemandem »Nein« sagen und wird sich am Ende noch Geld leihen, um Schulden bezahlen zu können. Aber so kann das nicht weitergehen.

Wir gehen gerade auf eine Konferenz für junge Leiter zu, zu der die Teilnehmer bisher immer angereist sind, weil ausländische Geldgeber für ihre Fahrtkosten aufkamen. Angesichts dieser Sache entstand heute eine große Diskussion. Ich habe Petras erklärt, dass ich dieses Verhalten nicht richtig finde. Bitte betet für uns in dieser Angelegenheit. Eure Gebete bedeuten uns im Grunde so viel.

Vielen Dank an Euch alle, im treuen Dienst und Gebet,
Samuel

Ich antwortete Folgendes:

Hallo Samuel,

denke daran – solange Gelder aus dem Ausland eine Konferenz finanzieren, ist es im Grunde eine fremde Konferenz.

Wenn Ihr wirklich selbstständig werden wollt, ist es das Beste, dass Ihr die Einheimischen dazu bringt, die Dinge selbst zu bezahlen oder aber sie so zu gestalten, dass sie weniger kosten.

Glaube mir, wenn eine Angelegenheit mit Geldern aus dem Westen startet, wird auch der Westen sie beenden.

Petras verhält sich wie ein kleines Kind, dem die Süßigkeit vor dem Zubettgehen weggenommen wurde. Erstens hätte er so etwas vor dem Schlafengehen nie bekommen sollen. Zweitens sollte ihm aus gesundheitlichen Gründen die Süßigkeit sofort weggenommen werden. Und sobald man ihm die Süßigkeit wegnimmt, wird drittens jedes Kind schreien, das gelernt hat, nur mit einem Bonbon oder mit Schokolade ins Bett zu gehen. Zwar ist es wichtig, Petras zu erklären, dass dies nur zu seinem Besten dient, doch gleichzeitig ist es schwer zu verstehen.

Sei nicht verärgert über Petras. Dafür, dass ihm die westlichen Süßigkeiten inzwischen so zusagen, sind diejenigen verantwortlich, die sie ihm »zugesteckt« haben. Es ist gut, jemanden von alledem zu entwöhnen, doch viel besser ist, es ihn niemals schmecken zu lassen! Jetzt erlebt Petras etwas ganz Natürliches. Das ist hart. Es geht darum, dass auch sein eigenes Gehalt aus dem Westen finanziert wird – wie laut wird er schreien, wenn dies wegfällt.

Meiner Meinung nach ist es schlecht, Dinge auf diese Weise zu beginnen. Wir sollten lieber einen Weg finden, der den Gegebenheiten der einheimischen Wirtschaft und dem Maß des Gebens entspricht, wie es vor Ort üblich ist. So machte es schon Paulus.

Es tut mir leid, wenn Dir meine Antwort wie eine totale Vereinfachung des Problems erscheint – doch genau mit solchen Situationen bin ich in den letzten Jahren nur zu oft konfrontiert worden. Natürlich werde ich beten.

Jonathan

Die Entwöhnungskur: Vom fremden Geld wegkommen

Mein Vater ist gerade aus Indien zurückgekehrt, wo er Pastoren an einer Bibelschule unterrichtete. Diese Einrichtung war mit zwei

verschiedenen Unterstützungsmodellen an die Pastoren herangetreten, die soeben ihren Abschluss gemacht hatten: Zum einen gab es einen Fünfjahresplan: Im ersten Jahr würden sie ganz fremd-finanziert, im zweiten Jahr zu 80 Prozent, im dritten zu 60, usw., bis nach Ablauf von fünf Jahren die Einheimischen die Finanzierung übernehmen würden. Dieses Modell ging davon aus, dass die betreffende Gemeinde zu diesem Zeitpunkt in der Lage wäre, sie hinreichend zu unterstützen.

Zum anderen gab es ein Teilzeitmodell. Die Pastoren sollten eine Tätigkeit aufnehmen, um für ihren Lebensunterhalt auch in der Zeit aufzukommen, in der sie bereits ihren Dienst als Pastor ausübten.⁴⁰

Ich fragte meinen Vater, welches System besser funktionieren würde. Ohne zu zögern, erklärte er, dass das Teilzeitmodell die Gemeinden stärkte und besser funktionierte. Dazu kommt, dass es diesem Modell zufolge genau dieser Pastor ist, der nach fünf Jahren wirklich von seiner Gemeinde finanziert werden kann. Von Anfang an hat er zur Gemeinde gehört. »Er ist einer von uns!«, sagen die Gemeindeglieder und wissen um ihre Verantwortung, zu seinem Lebensunterhalt beizutragen. Die Entwöhnungskur, das Wegkommen vom fremden Geld, ist also eine gute Sache. Noch besser wäre es, die Betreffenden gar nicht erst daran zu gewöhnen.

Einheimische Pastoren unterstützen

Nun will ich von dem bestmöglichen Fall berichten, den ich kenne. Alexej war Lehrer an einer Oberschule in Russland, als er zu Christus fand. Sein Leben wurde total verändert, und er konnte nicht anders, als mit seinen Kollegen über Christus zu reden.

⁴⁰ A. d. H.: Das entscheidende Kriterium bei diesen beiden Modellen ist die Frage, ob ausländisches Geld gebraucht wird oder nicht. Natürlich bringt es das Teilzeitmodell auch mit sich, dass der Betreffende während der Zeit seines nebenberuflichen Dienstes als Pastor die gemeindlichen Aufgaben noch nicht in dem Umfang wahrnehmen kann wie von dem Zeitpunkt an, da die Gemeinde ihn in angemessener Weise unterstützt.

Einige von ihnen kamen ebenfalls zum Glauben, was auch für viele Schüler galt. Schnell entstand eine Gemeinde. Alan war der Missionar, der Alexej zum Herrn geführt hatte. Er sah den bei Alexej vorhandenen Eifer und seine Fähigkeiten und beschloss, ihn auszubilden, damit er die neue Gemeinde gut leiten konnte. Alan war Amerikaner und wusste, dass es am besten war, wenn er so wenig wie möglich in Erscheinung trat. Er saß im Gottesdienst still ganz hinten und hörte zu, wie Alexej lehrte und predigte, und er sah, wie dieser sich um die Leute kümmerte. In der Woche darauf half Alan Alexej, sich noch besser vorzubereiten, und beriet ihn in seinem Dienst.

Alan war sehr darauf bedacht, sich im Hintergrund zu halten, denn dies sollte ja eine russische Gemeinde und keine amerikanische werden. Die meisten in der Gemeinde hatten keine Ahnung, welche wichtige Rolle Alan spielte, indem er Alexej als Mentor begleitete und ihn in der Jüngerschaft schulte. Aber genau das wollte Alan auch so. Diese Gemeinde im Westen Russlands wuchs sehr schnell und wurde bald eine gesunde und vorbildliche Gemeinde, die in der ganzen Gegend bekannt war. Viele nahmen stundenlange Wege auf sich, um zum Gottesdienst zu kommen.

Irgendwann kam für Alan die Zeit, in die USA zurückzukehren. Sowohl Alexej als auch sein Schwager Iwan waren zu wirksamen Leitern in dieser vorbildlichen und einflussreichen Gemeinde geworden. Alan machte sich Gedanken, wie es sein würde, wenn er den dortigen Missionsdienst beendet hätte. Da kam ihm ein Gedanke: »Eigentlich brauche ich jetzt keine finanzielle Unterstützung mehr. Das, was ich monatlich bekommen habe, wird reichen, damit Alexej und Iwan vollzeitliche Pastoren werden.« Bis dahin hatten Alexej und Iwan immer noch an der öffentlichen Oberschule gelehrt, um den eigenen Lebensunterhalt und den ihrer Angehörigen zu bestreiten.

Alan schrieb also an seine Unterstützer, und fast alle waren begeistert von der Idee, für den Unterhalt dieser beiden Männer aufzukommen, damit sie vollzeitliche Pastoren dieser Gemeinde

würden. Bis heute ist diese Gemeinde wahrscheinlich die gesündeste Gemeinde in der ganzen Region. Die Geschwister haben sogar genug gegeben, um ihr eigenes Gebäude zu finanzieren. Bemerkenswerterweise hat diese Unterstützung aus dem Westen diese beiden tüchtigen Männer nicht verdorben. Sie sind demütig und lieben den Herrn, ihre Familien und ihre Gemeinden.

Schlechte Auswirkungen

Aber diese Unterstützung aus dem Ausland hat doch drei schlechte Auswirkungen, die ich beobachtet habe:

1. Diese beiden Pastoren müssen sehr viel Werbung machen, um ihre amerikanischen Unterstützer weiter einzubeziehen und zum Geben zu motivieren. Ich bekomme mit, wie sie die ganze Zeit über auf Facebook aktiv sind (wo sie natürlich auf Englisch posten). Beide haben die USA bereist, um die Unterstützung für sich weiterhin sicherzustellen. Sie scheinen zwischen zwei Welten hin und her gerissen zu sein.
2. Es kommen weniger Schüler und Lehrer zum Glauben, weil die beiden nicht mehr an der öffentlichen Schule arbeiten.
3. Vielleicht ist die traurigste Folge für mich, dass diese große Gemeinde nicht mehr Ausgangspunkt von Gemeinde-neugründungen sein kann. Mithilfe dieses Modells können keine weiteren Gemeinden entstehen. Von überall her reisen Leute an, um den Gottesdienst zu besuchen. Aber wenn in einer anderen Stadt eine Gemeinde gegründet werden soll, braucht man einen freundlichen Missionar, der in den Ruhestand geht und seine bisherige Unterstützung dem einheimischen Pastor überlässt. Nur so kann der Pastor an das Geld aus dem Westen kommen.

Ich bin davon überzeugt, dass von dieser Gemeinde eigenständige missionarische Impulse ausgegangen und in Russland weitere Gemeinden entstanden wären, wenn Alan der gut gemeinten Absicht widerstanden hätte, die beiden Männer vollzeitlich zu unterstützen. Aber nach Lage der Dinge existiert die Gemeinde derzeit »allein auf weiter Flur«. Sie blickt auf zehn Jahre ihres Bestehens zurück, ist biblisch fundiert und gesund. Sie ist in der Stadt bekannt und wird von allen »die amerikanische Gemeinde« genannt. Die Leute vor Ort wissen alle, dass Geld aus Amerika kommt, um einen großen Teil der weiteren Arbeit zu ermöglichen. Das wäre wohl die vierte schlechte Auswirkung: Die Gemeinde wird nicht als russische Gemeinde gesehen, sondern eben als etwas Fremdes, das aus Amerika übernommen worden ist.

Sogar im günstigsten Fall von allem, was ich erlebt und gehört habe, gibt es dennoch vier Gründe, die zur Lähmung der Eigeninitiative geführt haben. Ihretwegen bin ich davon überzeugt, dass man die Unterstützung lieber hätte woanders verwenden sollen.

Kapitel 10

Gerechtigkeit

Stärke Zusammenarbeit, anstatt zu entzweien!

Gerechtigkeit:

*1) das Gerechtsein; Prinzip eines staatlichen
oder gesellschaftlichen Verhaltens,*

das jedem gleichermaßen sein Recht gewährt

*Beispiele: die soziale Gerechtigkeit; die Gerechtigkeit des Richters,
eines Urteils [Salomo], ...*

*2) Synonyme: Fairness, Objektivität, Unbestechlichkeit,
Unparteilichkeit⁴¹*

[Preisen sollen sie] die Stärke des Königs, der das Recht liebt!

Du stellst fest die Geradheit, du übst Recht und Gerechtigkeit in Jakob.

PSALM 99,4

Zu Recht ärgern wir uns, wenn wir den Auftritt von »Christen« im Fernsehen miterleben, die einen 3000 Euro teuren Anzug tragen, die ihre diamantbesetzte Rolex in die Kamera halten, deren Finger mit Juwelen überladen sind und deren Wohnungseinrichtung sich kein Normalsterblicher leisten kann. Verachtend sagen wir: »Das ist ein Wohlstandsevangelium!«

Doch oft genug senden wir Christen aus Dritte-Welt-Ländern (z.B. nach ihrer Ausbildung im Westen) an ihren Einsatzort zurück, indem wir sie finanziell so gut ausstatten, dass sie sich ein Auto und teure Kleidung leisten und dort eine Villa kaufen kön-

41 <https://www.duden.de/rechtschreibung/Gerechtigkeit> (abgerufen am 29.3.2021).

nen. Vielleicht nicht nach unseren Standards, aber in diesem Land sind die einzigen Standards, die zählen, die heimischen. Wir haben, durch unsere Gaben, den Ausgesandten wirtschaftlich um Welten bessergestellt als die, zu denen er gesandt wurde. Wir stellen Pastoren und anderen Vollzeitmitarbeitern Autos in Kulturen zur Verfügung, in denen sich ein Einzelner kaum ein Fahrrad leisten kann. Wir geben Männern 500 Euro im Monat, die in einer Kultur dienen, in der der Durchschnittspastor einen Euro pro Tag verdient.

Der finanzielle Lohn, den diese vollzeitlich Tätigen erhalten, ermutigt Leute in diesem Land, in den vollzeitlichen Dienst zu gehen. Leider tun viele in der Dritten Welt genau das. Der Gedanke ist dieser: »Ja, wenn wir Pastor werden und Verbindungen nach Amerika haben, dann werden wir reich!« Großzügig und unwissend, wie wir sind, haben wir damit dem Wohlstandsevangelium in der Dritten Welt Vorschub geleistet und werden es auch weiterhin tun.

Darum ist es wichtig, dass vor dem Geben eine *Beziehung* steht. Ohne Beziehungen ist es unmöglich, die Wirkung unserer Gaben angemessen zu beurteilen – ob sie hilfreich oder schädlich sind.

Ein Missionar aus meiner Gemeinde erzählte mir von einem wohlmeinenden Mann, der wie er aus der westlichen Welt kam und Mitleid für eine arme Gemeinde in der Dritten Welt empfand. In dieser Gemeinde gab es ein paar Evangelisten, deren Herz für Gott brannte. Der Gedanke dieses Mannes war also, dass die Evangelisten in ihrem Dienst viel wirksamer sein könnten, wenn sie Fahrräder hätten. Also kaufte er zwei Räder für zwei der Evangelisten. Er hatte nicht ahnen können, dass seine Unterstützung zu einer heftigen Auseinandersetzung in der Gemeinde führen würde. Denn in dieser Kultur war es üblich, die Älteren zuerst zu ehren, wobei Geschenke niemals an jüngere Männer gehen sollten. Die jungen Männer, die sich auch der Feldarbeit widmeten, konnten die Fahrräder außerdem für ihre Arbeit verwenden: Sie transportierten Samen und Gemüse zum Markt. Dadurch waren sie den anderen Gemeindegliedern gegenüber erheblich im Vorteil. Die älteren Gläubigen fühlten sich gekränkt und waren verärgert darüber, dass

dieser Mann – bei all seiner Großzügigkeit – ihnen keinen Respekt erwiesen hatte. Eine große Ungleichheit entstand.

Ich möchte hier nicht sagen, dass es schlecht war, die Fahrräder zu schenken. Allerdings hätte es auf eine Art und Weise getan werden können, die eine derartige Ungleichheit vermieden hätte. Das zeigt uns wieder, dass es sinnvoll ist, jemanden mit einzubeziehen, der die Kultur kennt und uns davon abhält, unnötigen Zwiespalt in den Reihen der Gläubigen, d. h. in der Gemeinde, zu erzeugen. Hier ging es nur um zwei Fahrräder. Manche kaufen sogar Autos für Menschen in derartigen Situationen. Stellen Sie sich nur diese Ungleichheit vor!

In der jetzigen Zeit diene euer Überfluss für deren Mangel, damit auch deren Überfluss für euren Mangel diene, damit Gleichheit werde; wie geschrieben steht: »Wer viel sammelte, hatte keinen Überfluss, und wer wenig sammelte, hatte keinen Mangel.« (2Kor 8,14-15).

Gemeinden helfen Gemeinden: »Nichts außer guten Absichten«

Einige Gläubige einer großzügigen Gemeinde aus den USA machten sich auf den Weg nach Mexiko, um unseren Geschwistern im Süden zu helfen. Sie taten, was viele Gemeinden tun: Sie bauten ein Gebäude für eine kleine Gruppe Gläubiger. Eine Gemeinde braucht immerhin ein eigenes Gebäude, oder?

Diese Amerikaner arbeiteten hart. Sie vergossen viel Schweiß, um das Gebäude zu errichten, und nahmen manche Schramme in Kauf. Und nachdem sie eine Zeit lang hart gearbeitet hatten, war das Ziel erreicht. Alle waren übergücklich. Alle? Die Amerikaner zumindest. Die mexikanischen Brüder und Schwestern lächelten, schüttelten die tüchtigen Hände und bedankten sich für ihr Kommen und die Hilfe. Unzählige Umarmungen und Verabschiedungen (»Good-bye, adios«) folgten, bevor die Amerikaner in ihren Klein-

bus stiegen und in die USA zurückfahren, wo sie ohne Zweifel ihre Fotopräsentation zeigten und andere dazu ermutigten für den Herrn aktiv zu werden. Ihr Leben würde nach diesem Einsatz wohl nie mehr dasselbe sein.

Was diese Amerikaner nicht wussten, war Folgendes: Sobald sie davongefahren waren, verschwand das Lächeln auf den Gesichtern der Angehörigen ihrer mexikanischen »Schwesterngemeinde«. Die Männer und Frauen gingen zu dem neuen Gebäude und nahmen es Stück für Stück auseinander. Sie nutzten die Materialien, um das Versammlungsgebäude so zu bauen, wie sie es wollten, und zwar an dem Platz, wo sie es wollten.

Keiner wird an der Großzügigkeit und den guten Absichten der amerikanischen Gruppe zweifeln. Sie hatten Tausende von Dollars und Stunden an mühseliger Arbeit geopfert. Hat es etwas Gutes bewirkt? Auf jeden Fall – es hat das Herz der Amerikaner verändert. Sie haben ihre weithin vom Egoismus geprägte Wohlfühlzone verlassen und haben gelernt zu geben. Das ist eine große Leistung. Aber hat es den Angehörigen der ortsansässigen Gemeinde wirklich geholfen? Irgendwie schon. Sie erhielten Rohmaterialien, mit denen sie arbeiten konnten – ich denke, das kann man als »gut« ansehen.

Die Geschichte hier ist wahr. Es ist wirklich nicht selten, dass so etwas passiert, nämlich genau dann, wenn Gläubige einer westlichen Gemeinde ohne kulturelle Sachkenntnis in ein Dritte-Welt-Land reisen. Das Geld, das in solche Projekte gesteckt wird, hat eine tief greifende Auswirkung auf jene, die geben, doch es schadet auf Dauer oft denen, die diese gut gemeinte, aber schließlich unüberlegte Hilfe erhalten.

Hier ist kulturelles Know-how erforderlich. Es braucht jemanden, der als Brückenbauer zwischen den beiden Kulturen vermitteln kann. Hierzu gehören auch Sprachkenntnisse, aber sie sind nur ein geringer Teil davon.

Das Wort *Experte* ist im Englischen mit dem Wort *Erfahrung* verwandt. Jemand, der die Sprache einer bestimmten Volks-

gruppe zu Hause im Rahmen eines Kurses in den Vereinigten Staaten gelernt hat, ist kein Experte. Jemand, der fünf Kurse in einem bestimmten Gebiet absolviert hat, ist kein Experte. Aber jemand, der für eine ganze Reihe von Jahren in einer bestimmten Volksgruppe gelebt und seine Arbeit auf sie ausgerichtet hat, der ist mit Sicherheit ein kultureller Experte. Er hat die Erfahrung. Das ist genau die Person, die einer westlichen Gemeinde dabei helfen kann, konstruktiv statt destruktiv zu geben.

Darum brauchen unsere Gemeinden Langzeitmissionare vor Ort. Sie werden die Experten, und wir können unsere Sommer-teams in »ihr Land« senden, wo sie für uns als diejenigen wirken, die Brücken über kulturelle Schluchten bauen.

Viele Leute glauben, dass man bloß jemanden im Gastland finden müsse, der gut Englisch spricht und dann als Experte fungiert. Das ist eben nicht der Fall. Denn selbst wenn die Betroffenen gut Englisch sprechen, so verstehen sie doch die Amerikaner nicht. Schnell meinen sie, dass die Amerikaner einen mit Geld überhäufen, weil sie ihn mögen. Solche Leute, die man für »Brückenbauer« hält, werden oft durch großzügige Geber aus Amerika der vom Geld ausgehenden Versuchung ausgesetzt und zugrunde gerichtet.

Willst du einen Streit entfachen?

Ich erinnere mich an eine Reise durch Burundi. Nach dem Weltalmanach ist dies das ärmste Land der Erde, was das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf betrifft.⁴² Ich sah viele Kinder, die hungerten. An einer Grenzkontrolle mussten wir ungefähr eine Stunde warten. Eine kleine Gruppe hübscher Kinder sammelte sich langsam um

42 A. d. H.: Internet-Angaben zufolge hatte sich daran auch 2019 – 11 Jahre nach dem Erscheinen der ersten englischsprachigen Ausgabe dieses Buches – nichts geändert: Vgl. dazu: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/247140/umfrage/laender-mit-dem-niedrigsten-bruttoinlandsprodukt-bip-pro-kopf/> (abgerufen am 29. 3. 2021).

unser Auto. Mein Auge fiel auf die beiden Kleinsten in der Gruppe. Weil sie unterernährt waren, waren ihre kleinen Bäuche aufgebläht. Auf meinem Schoß lagen einige Butterkekse.

Da fragte ich Tambry, ob ich den Kindern ein paar Kekse geben dürfte. Sie war meine Bekannte und war sehr gut mit der Kultur vertraut. Sie meinte nur: »Das wäre nicht sehr klug.«

Dies klang ziemlich egoistisch in meinen Ohren. Da waren hungrige Kinder, und hier waren Kekse. Trotzdem hörte ich: »Gib ihnen nichts.«

Ich wartete darauf, dass Tambry wegschaute, damit ich den Kindern die Kekse doch noch geben konnte. Nach meiner Meinung war sie – so sehr sie sich in dieser Kultur auskennen mochte – wohl etwas zu gleichgültig geworden gegenüber dem, was diese armen Leute wirklich brauchten.

So entschied ich mich, dies auf meine Art zu lösen. Ich streckte meine Hand aus dem Fenster und gab diesen niedlichen Kleinen mit laufenden Nasen die Kekse und ...

Bumm! Der Kampf ging los. Einige größere Kinder sahen, dass die Kleinen etwas bekommen hatten, und rannten herüber, schlugen einen der beiden Kleinen zu Boden und stritten sich um die Kekse, die auf der Erde verstreut waren. Der andere kleine Junge rannte in einem verzweifelten Versuch weg und war bemüht, sich die Kekse schnell in den Mund zu stopfen, bevor auf den Bedauernswerten die Schläge der Größeren einprasselten.

Das war wirklich eines der traurigsten Erlebnisse, die ich je hatte. Ich hatte es gut gemeint, aber meine guten Absichten hatten einen überaus heftigen Streit entfacht.

Tambry, die mir als Expertin für die Kultur zur Seite stand, wusste, was geschehen würde. Deswegen hatte sie gesagt: »Das wäre nicht sehr klug.« Ihr Rat hatte nichts mit einem abgestumpften Herzen zu tun. Sie konnte schon vorhersehen, was geschehen würde. Sie wusste, dass ein paar Kekse den Kindern angesichts ihrer Unterernährung nicht helfen würden, und sie wusste, dass es deswegen zum handfesten Streit kommen würde. Da ich von dieser

Kultur keine Ahnung hatte, sagte ich mir: »Ich will diesen Kindern durch eine freundliche Tat meine Liebe zeigen.«

Ich werde wohl eine Belohnung für meine Großzügigkeit bekommen, aber nicht dafür, dass ich Tambrys Rat missachtete.

Die Ironie an dieser Geschichte ist, dass Tambry und ihr Mann Dan in diesem Land einen erstaunlichen Beitrag im Kampf gegen Hunger und Kinderkrankheiten leisten, indem sie die örtlichen Gemeinden unterstützen. Sie haben ihr Leben im Wohlstand in Amerika aufgegeben, um dort zu helfen. Es ist schnell erkennbar, dass sie sich um diese Leute kümmern, und ich hätte darauf vertrauen sollen, dass Tambry wusste, wovon sie sprach, als sie mir davon abriet, die Kekse zu verschenken.

Wissen Sie, ich hatte bereits seit elf Jahren nicht mehr in Amerika gelebt, als ich diesen Fehler machte. Wie viel leichter noch tapen Gemeinden in solche Fallen, die nicht die geringste Ahnung von kulturgrenzüberschreitender Arbeit haben? Wir werden immer Chaos anrichten – es sei denn, wir sind bereit, zu lernen und uns am Rat eines Kulturexperten zu orientieren.

Es braucht solche Experten. Warum sollte es dann nicht jemand von uns werden? Schicken Sie Leute aus Ihrer Gemeinde. Senden Sie diese zur langfristigen Arbeit aus – am besten in Verbindung mit einem Missionswerk, das einen guten Ruf und die entsprechende Erfahrung in der Gründung einheimischer Gemeinden sowie in der Zusammenarbeit mit ihnen hat. Dann können Sie Teams senden, um die Arbeit dort zu unterstützen, wo Gott bereits durch Ihre eigenen Leute wirkt, und zwar in den Gemeinden, in denen sie im Ausland dienen.

Wer ist ein Experte?

Am meisten überzeugt haben mich schon immer *Missionarskinder*, die mit Einheimischen aufwuchsen und spielten, Zeit in den USA verbrachten und später wieder aufs Missionsfeld gingen. Sie sind

große Experten. Sie kennen die Sprache, und sie kennen die Herzen der Leute auf beiden Seiten des Ozeans. Nicht alle Missionarskinder haben Zeit mit den Einheimischen verbracht, und manche sprechen kaum die Sprache vor Ort. Aber jene, die dazu imstande sind, sind unter den besten Experten, die ich je getroffen habe. Sie lieben die Leute in ihrem Umfeld, weil sie mit ihnen aufgewachsen sind.

Langzeitmissionare, Mitarbeiter von Hilfswerken und Lehrer – auch sie sind Experten, wenn sie für lange Zeit in anderen Ländern gearbeitet haben und die jeweilige Landessprache gut kennen. Je mehr sie von anderen Kulturen gesehen haben, umso höher ist ihre Expertise. Ein weiteres Merkmal ist, dass sie den Menschen in ihrem Umfeld mit Liebe und Mitleid begegnen.

Auch *Mitarbeiter anerkannter Organisationen und Werke, die der Missionsarbeit im weiteren Sinne nahestehen*⁴³ – seien es einheimische oder ausländische –, können als Kulturexperten fungieren, weil sie sich das nötige Rüstzeug in Fragen der Kultur angeeignet haben und sich entsprechend ausbilden ließen. Wer von jemandem, der sich wirklich auskennt, angeleitet und geschult worden ist, eignet sich gut als Experte.

Wer ist kein Experte?

Jemand, der sich über einen Ort und dessen Bewohner im Internet informiert hat, ist definitiv kein Experte. Auch jemand, der sich an mehreren kurzen Einsätzen in einem bestimmten Gebiet beteiligt oder die Landessprache in der Schule gelernt hat, zählt *nicht* zu den Experten. Weil diese Leute viel gelernt haben und vieles weitergeben können, nehmen sie oft die Rolle eines Experten ein, weil sie Fakten wissen. Doch Fakten reichen nicht an vor Ort erworbene Sachkenntnis und an Expertise heran, die man nur durch Erfahrung lernt.

43 A. d. H.: Internet-Angaben zufolge zählen dazu z. B. Bibelgesellschaften.

Es gibt keinen Ersatz für Erfahrung. Angenommen, Sie vereinbaren mit einer Gemeinde aus einer anderen Kultur, im Rahmen eines bestimmten Projekts zusammenzuarbeiten, beziehen aber keinen geeigneten Experten ein, der Ihnen hilft, diese Kultur zu verstehen. Dann werden Sie Schaden anrichten, auch wenn Sie großzügig geben. So viel steht fest!

Jetzt aber zurück zu der oben erzählten Geschichte; vielleicht haben Sie sich den Kopf darüber zerbrochen, was da eigentlich passiert ist. Wie kann eine Gemeinde dadurch zugrunde gerichtet werden, dass Männer aus Amerika kommen, die großzügig viel Zeit aufwenden und von ihrem Geld geben, um ein Gemeindehaus und eine kleine Wohnung für den mexikanischen Pastor und dessen Familie zu bauen?

Erstens sei gesagt, dass der Pastor sich damit hinsichtlich seines Lebensstandards fortan von den Leuten abhob, denen er diente. Das schuf eine künstliche Ungleichheit.

Zweitens war das Gemeindehausprojekt nicht aus den Überlegungen und Gebeten der Einheimischen hervorgegangen. Die Mexikaner hatten dafür nichts gegeben, in keiner Weise Hand angelegt, sie hatten nicht einmal einen Blick dafür. Es hatte nichts mit ihnen zu tun. Es war ganz und gar etwas Amerikanisches. Die Einheimischen fragten sich: »Wessen Gemeinde ist das überhaupt?«

Und drittens wurde der Pastor nun als Marionette der Amerikaner gesehen. Er war den Reichen gleichsam zu Füßen gefallen. Man hatte den Eindruck, dass er dies getan hatte, um voranzukommen. Die übrigen Gemeindeglieder dachten, dass er sich verkauft hatte und nun verpflichtet war, amerikanische Methoden und Sitten einzuführen, um amerikanisches Geld zu bekommen. Er gehörte nicht länger zu ihnen, sondern zu den Fremden. Die Gemeinde war eine Gemeinde der Fremden geworden. Sie war in jeder Hinsicht fremd und anders.

Diese bis dahin blühende Gemeinde in der Dritten Welt wurde zerrissen – und die Ursachen waren Großzügigkeit und

gute Absichten. Diese großzügigen Männer hatten einen Fehler gemacht. Sie haben aber daraus gelernt, und sie geben weiterhin, jetzt aber auf eine Weise, die wirklich hilft. Wir sollten aus ihrem Beispiel lernen.

Ein Hinweis für Kurzzeit-Einsätze

Einige unserer Teams führten Einsätze im Gebiet des Karamojong-Stamms in Uganda durch – einer für ihre Gewaltbereitschaft berüchtigten Volksgruppe, die bis vor Kurzem dafür bekannt war, dass es dort zu einer beängstigend hohen Zahl an Morden kam.⁴⁴ Die ersten unserer Mitarbeiter wurden von einem einheimischen Experten davor gewarnt, Geld weiterzugeben. Das ist meist unser erster Impuls, wenn wir mit extremer Armut konfrontiert werden. Stattdessen verteilten die Mitglieder unserer Teams vor der Abfahrt Koffer mit Kleidung; Armbanduhren wurden abgenommen und an die Stammeshäuptlinge oder Pastoren verschenkt. Dazu gehörten auch andere Dinge, die ihnen wie harmlose Kleinigkeiten vorkamen. Sie hatten nämlich die Armut und Not gesehen, der die Einwohner täglich ausgesetzt waren. Unser Experte beschrieb uns später die negative Auswirkung, die diese scheinbar harmlosen Geschenke hatten. Durch sie entstand Neid, der genau demjenigen Frieden entgegenwirkte, den unser Team bei seiner Ankunft eigentlich verkündigen wollte.

Die Einsatzleiter haben jetzt eine Vorschrift für alle Teams, die in diese Region reisen: »Begegnet ihnen voller Liebe und gebt nur das Evangelium weiter. Die Expertin vor Ort ist Val Shean, eine Tierärztin, die seit 14 Jahren in dieser Volksgruppe lebt. Überlasst es ihr, die Geschenke und das Geld zu verteilen, das ihr geben wollt.« Sie hat all diese Jahre gebraucht, um zu lernen, wie man es

⁴⁴ A.d.H.: Diese gingen in den meisten Fällen auf Viehdiebstähle und entsprechende Racheaktionen zurück. Aufgrund dieser Clan-Fehden ergab sich die Notwendigkeit, die nachstehend erwähnten Friedensgespräche aufzunehmen.

richtig macht. Das Team überreichte Val mehrere Leatherman-Werkzeuge⁴⁵, damit sie an die Krieger verteilt werden konnten, die zu den Friedensgesprächen kamen. Heute, acht Monate später, hat sie diese Taschenmesser immer noch. Es war weder die richtige Zeit noch der richtige Ort, sie während der Friedensgespräche weiterzugeben. Nur Val, die mit diesen Leuten lebt, konnte das einschätzen.

Nur acht Monate nach diesen Friedensgesprächen (bei denen die Geschenke nicht verteilt wurden) leben 7000 der Karamojong, die früher in rivalisierenden Clans kämpften, in 39 Dörfern friedlich miteinander. Die Regierung von Uganda kann sich das nicht erklären, und die Vereinten Nationen sind sprachlos. Aufgrund von Vals Vorbild habe ich verstanden, wie die vier Prinzipien des Gebens funktionieren. Ihr Grundsatz besteht stets darin, Ungleichheiten zu vermeiden.

Unsere Teams müssen dem Wunsch widerstehen, Bedürftigen Geschenke oder Bargeld geben zu wollen, und stattdessen den Experten vertrauen, die sich – wie Val im geschilderten Fall – auskennen.

Kurzzeitmissionare sollten also aufpassen! Ihre kleinen und großen Geschenke untergraben vielleicht genau die Sache, um derentwillen sie gekommen sind. Sie sollten nicht aus kurzfristig gut erscheinenden Motiven heraus einen Fehler machen, der auf lange Sicht negative Konsequenzen haben kann. Es sollte stets einen Kulturexperten geben, der sie beraten kann, ob es weise ist, im konkreten Fall etwas zu geben. Wenn ein solcher nicht da ist, dann sollten sie weise sein und dort nicht geben, wo sie kein Verständnis haben.

45 A. d. H.: Leatherman ist eine US-amerikanische Firma, die Multifunktionswerkzeuge, Messer und Rettungsscheren herstellt und weltweit verbreitet.

Teil III

Auf den vier Prinzipien aufbauen

Kapitel 11

Kinderpatenschaften

*Falsch eingesetzte Sozialhilfe oder Veränderung,
die zu einem eigenständigen Leben befähigt?*

*Wenn ich meine Hand gegen die Waise erhob, weil ich sah,
dass man mir helfen würde im Tor, so soll mir meine Schulter
vom Nacken fallen und mein Arm aus seinem Gelenk brechen!*

HIOB 31,21-22 (SCHLACHTER 2000)

*Wer aber irgend einem dieser Kleinen, die an mich glauben,
Anstoß gibt, für den wäre es besser, dass ein Mühlstein
um seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde.*

MATTHÄUS 18,6

Kinderpatenschaften sind überaus beliebt und generieren Einnahmen für Hilfswerke in einem Maße, wie dies bei keinem anderen Programm der Fall ist. Infolgedessen springen viele Werke und Organisationen im Bereich der Entwicklungshilfe auf diesen Zug auf und rufen ihre eigenen Patenschaftsprogramme ins Leben. Auch Privatpersonen, die keine Erfahrung in der Not- oder Entwicklungshilfe haben, bauen eigene Programme ganz von vorn auf.

Manche dieser praxiserprobten Programme sind hervorragend. Viele jedoch zerren – in ihrem Wunsch, Gutes zu tun – an den Grundfesten der Gesellschaft, indem sie bemüht sind, ein Wohlfahrtssystem in andere Länder zu exportieren, das demjenigen in den Vereinigten Staaten sehr ähnelt und dort bereits kläglich gescheitert ist. Um sicherzugehen, dass es dadurch einen langfristigen, nachhaltigen Vorteil für eine Gesellschaft gibt, müssen

sich diese Programme an den vier Prinzipien des Gebens orientieren. Bei manchen ist das schon der Fall. Bei vielen nicht. Bei all den entsprechenden Organisationen sollte und muss es um die Verbesserung ihrer Arbeitsweise gehen.

Beziehungen

Die vielleicht größte Stärke von Kinderpatenschaftsprogrammen sind die *Beziehungen*, die dadurch entstehen. Wir, im materialistisch geprägten Westen, sind dadurch plötzlich mit jemandem verbunden, der aus einem besonders armen Teil der Welt kommt. Solch eine Beziehung kostet Geld, und da ist nichts falsch daran. Nur durch Beziehung kann die Liebe Jesu lebendig werden – das passiert nicht, wenn man Geld lediglich über ein Problem stülpt.

Kinderpatenschaften verbinden Kulturen auf eine Art und Weise, die bei kaum einer anderen Form des Gebens zustande kommt. Denken Sie über die großen Unterschiede in den beiden folgenden Gebeten nach – das eine ist allgemein gehalten, das andere hat einen direkten Personenbezug:

1. Herr, ich weiß, dass es draußen in der Welt viele hungrige Leute gibt. Bitte nimm meine Gabe, diesen Scheck hier, und verwende ihn irgendwo für irgendjemanden, der ihn braucht. Ich vertraue deinem Plan. Amen.
2. Herr, ich bete für Marium. Danke, dass sie nun in eine Schule gehen kann, und danke dafür, dass ich dabei mit einbezogen sein darf. Danke, dass sie abends nicht mehr hungrig ins Bett gehen muss und dass sie nun in diesen zwei Jahren, in denen ich an ihrem Leben teilhabe, nicht mehr ins Krankenhaus musste. Danke, Herr, für das schöne Bild an meinem Kühl-schrank, das sie selbst gemalt hat, und für die netten Dankes-karten. O Herr, danke, dass du mich gebrauchst, um in ihrem Leben Gutes zu wirken. Danke für die Möglichkeit, dass ich

diesen Scheck hier ausstellen und einen Brief an sie schreiben kann. Amen.

Und auf Mariums Seite ist es dasselbe. Sie bekommt nicht bloß Geld von irgendeiner Organisation, sondern von einer Person, die ihr schreibt, für sie betet und im Namen Christi für ihre Bedürfnisse gibt.

Es stimmt, dass ein großer Teil der 30 Dollar pro Monat dafür aufgewandt werden, diese Beziehung überhaupt zu erhalten. Doch es lohnt sich, für eine solche Beziehung diesen Betrag aufzubringen.

Verantwortlichkeit

Ein Großteil der bekannten Organisationen, die sich für Kinderpatenschaften einsetzen, geben das Geld so, dass überprüfbar ist, wie es verwendet wird. Eine gute Organisation sollte selbstverständlich einen Kostenplan haben. Sie sollte Ihnen sagen können, wie viel von Ihren 30 Dollar pro Monat für Nahrung, Bildung, Gesundheitsversorgung oder Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensbedingungen vor Ort aufgewandt wird.

Sie sollten sich nach diesen Dingen erkundigen. Sie sind der Verwalter Ihres Geldes. Wenn die Mitarbeiter einer Organisation sich weigern, Ihre Fragen zu beantworten, oder nicht dazu imstande sind, sollten Sie nichts hinschicken. Vielleicht bedeutet eine derartige Reaktion, dass es ihnen peinlich ist, darüber Auskunft zu geben, wie sie mit dem Geld umgehen, oder auch, dass sie einfach nicht gut genug organisiert sind, um zu wissen, wie das Geld verwendet wurde. Worum auch immer es geht, es ist sicher keine gute Investition Ihrerseits. Stellen Sie sicher, dass das Geld in Ihrem Sinne eingesetzt wird.

Nachhaltigkeit

Aus Erfahrung weiß ich, dass nur wenige Kinderpatenschaftsprogramme in diesem Bereich eine gute Arbeit leisten. Denken Sie daran: Wenn das Ziel nicht ist, finanzielle Eigenständigkeit und Nachhaltigkeit zu schaffen und zu ermöglichen, dass die Fürsorge für das Kind innerhalb der gewachsenen Strukturen vor Ort erfolgt, schaffen wir ein System der Abhängigkeit.

Eines dürfen wir nicht vergessen: Es gibt keine Garantie dafür, dass die Organisation, durch die wir ein Kind unterstützen, ihre Arbeit auf unbestimmte Zeit fortführen kann. Schon morgen könnte es sein, dass die entsprechenden Mitarbeiter das Land verlassen müssen. Wenn das der Fall ist und das Geld, das Sie gegeben haben, keine nachhaltige Veränderung bewirkt hat und die Eigenständigkeit nicht gefördert worden ist, dann geht es dem Kind nicht besser als vor dem Beginn der Unterstützung.

Gerade eben habe ich mit einem Bekannten über diese Sache gesprochen. Im konkreten Fall hatte sich der Wind in politischer Hinsicht gedreht, und ein Kinderpatenschaftsprogramm musste abrupt abgebrochen werden. Die unterstützten Familien hatten gelernt, sich völlig auf die Außenwelt zu verlassen. Das Resultat: Sie waren weniger vorbereitet darauf, sich selbst zu finanzieren, als diejenigen, die keine Hilfe empfangen hatten. Verwendet man sein Geld so am besten? Dass jene, die es bekommen haben, schlechter für ein selbstständiges Leben gewappnet sind als ihre Mitmenschen?

Andererseits gibt es Programme, die darauf ausgerichtet sind, verarmten und mittellosen Menschen beizubringen, selbstständig für sich zu sorgen. Diese Patenschaften bauen eine Infrastruktur vor Ort auf, die es den Menschen ermöglicht, sich den Herausforderungen des Lebens auch dann zu stellen, wenn die Geldquelle aus dem Ausland versiegt. Es gibt allerdings eine Schwierigkeit in Verbindung mit diesem Ziel, den Betroffenen Möglichkeiten selbstständigen Handelns zu eröffnen und langfristig Nachhaltig-

keit zu fördern: Für die Organisation, die diese Patenschaft ausübt, bringt dies weitaus mehr Arbeit und Überlegungen mit sich. Es ist viel einfacher, in ein Land zu gehen, den Hunger zu stillen und für die Schulbildung zu zahlen, als eine örtliche Gemeinschaft dazu zu bringen, zusammen ans Werk zu gehen und die Last gemeinsam zu tragen.

Wenn man eine solche Sache nicht auf die richtige Weise angeht, können die Kosten hoch sein. Angenommen, jemand taucht einfach auf, indem er (vorübergehend) für sämtliche Bedürfnisse der betreffenden Bewohner aufkommt und sie finanziell unterstützt. Damit sorgt er dafür, dass sie nie lernen, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Warum sollte ich lernen, für mein Essen und meine Bildung selbst aufzukommen, wenn jemand anders dies ohne jegliche Bedingung übernimmt?

Wenn wir es vermeiden wollen, dass sich derartige, nicht zur Selbstständigkeit hinführende Einstellungen herausbilden, indem wir durch unsere Freigebigkeit ungesunde Abhängigkeitssysteme schaffen, müssen wir die betreffende Organisation Folgendes fragen:

- Inwiefern hilft das Programm konkret dabei, die Kinder aus einem Kreislauf der Abhängigkeit zu befreien?
- Wie ermuntert es (die Eltern) zur Arbeit?
- Inwiefern wird die Verantwortung bei den Eltern belassen, für ihre eigenen Kinder zu sorgen?
- Welchen Zeitplan hat die Organisation für die Angehörigen einer Dorfgemeinschaft? Können sie innerhalb der vorgesehenen Zeit lernen, auf eigenen Füßen zu stehen, sodass eine Patenschaft für jenes Dorf nicht mehr nötig ist?

Wenn die Organisation diese Fragen nicht beantworten kann, müssen Sie davon ausgehen, dass sie auf lange Sicht Probleme und eine Abhängigkeitskultur schafft. Ihr Geld wird ein immer größeres »schwarzes Loch« erzeugen, das immer mehr finanzielle Gaben fordert.

Kommen wir damit zu einem großen Problem in Verbindung mit Patenschaftsprogrammen, die Witwen und Waisen im Blick haben. Folgende Botschaft geht von ihnen aus: »Wenn du eine Witwe bist, können deine Kinder vom Programm finanziert werden. Hast du einen Ehemann, werden deine Kinder nicht unterstützt.« Diejenigen, die einen Ehemann haben, sehen, wie die Kinder der Witwen im Überfluss von den amerikanischen Dollars leben und gut genährt sind, und ihr Ehemann sieht dasselbe. Können Sie den Ehemann dafür verurteilen, dass er seine Familie verlässt, oder die Frau, dafür, dass sie sich von ihm trennt?

Sie denken vielleicht: »So etwas passiert doch niemals!«, aber da täuschen Sie sich. Ähnliche Dinge geschehen auf vielen Ebenen. Sobald es ein »Freiticket« für Mahlzeiten gibt – und zwar über längere Zeit –, wird das schwerwiegende Folgen für den zwischenmenschlichen Umgang vor Ort haben. Es wird das jeweilige Beziehungsgeflecht größten Belastungen aussetzen und damit genau das angreifen, was die betreffenden Menschen bis dahin auch in schweren Zeiten zusammenhielt.

Auf einer Konferenz für Entwicklungshilfe saß ich Samuel aus Simbabwe gegenüber. Dies waren seine Worte: »Es werden Patenschaftsprogramme in unser Land gebracht, die einem Familienvater zeigen, dass er nicht länger gebraucht wird.« Samuel war zutiefst verärgert.

Als Christen müssen wir so spenden, dass die praxiserprobten Strukturen einer Kultur aufrechterhalten werden. Wir sollten so geben, dass die Bewohner einer ganzen Ortschaft zusammenarbeiten und gemeinsam auf eigenen Füßen stehen. Wir müssen auch christliche Werte in die Dorfgemeinschaft einbringen, sodass die Betroffenen fest zusammenhalten können. Viele Programme werden dem kaum gerecht und richten stattdessen langfristig Schaden an. Auch die besten Programme können in solchen Dingen noch verbessert werden. Es ist Ihre Aufgabe als Gebender, sich zu informieren und zu Verbesserungen zu ermutigen.

Gerechtigkeit

Eine wohl noch größere Herausforderung, als Selbstständigkeit vor Ort zu fördern, ist es, Ungleichheiten zu vermeiden. Wir sollten von unserer Zeit, unseren Überlegungen und unserem Fleiß her alles tun, um zu verhindern, dass diese Ungleichheiten an den Grundfesten einer Gemeinschaft rütteln.

Gerade vor einer Woche kam ein junger Mann von einer Bibelschule, um seine neue Organisation und deren Arbeit durch Kinderpatenschaften zu bewerben. Bei einer Präsentation zeigte er Fotos und sagte: »Ihr seht hier klar den Unterschied zwischen den Kindern im Dorf – diejenigen, die von außen finanziert werden, sind gesund; die anderen sind abgemagert und kränklich.«

Diese Worte können einerseits heißen: »Seht, wie viel Gutes wir bewirken.« Andererseits könnte man auch sagen: »Seht, welche Ungleichheiten wir in diesem Dorf schaffen.«

Wir müssen eine wichtige Frage ansprechen: Welcher Schaden wird dem Beziehungsgeflecht in diesen Dorfgemeinschaften durch solche Patenschaften zugefügt, die ein Kind auswählen und das Nachbarkind links liegen lassen? Was werden die Langzeitfolgen sein?

So wie es durch falsch eingesetzte Sozialhilfe vor unseren eigenen Augen in den Vereinigten Staaten und in der übrigen westlichen Welt passiert ist, kann der Schaden langfristig im Grunde das Gute aufwiegen. Wenn diese Frage nicht beantwortet worden ist und wenn sie anscheinend auch demnächst nicht beantwortet werden wird, oder wenn lediglich Sie die hinreichend bekannte Antwort bekommen (»Warten wir mal ab«), dann ist dies wahrscheinlich nicht die Organisation, durch die Sie ein Kind unterstützen sollten.

Eine bessere Patenschaft

Ungleichheiten zu vermeiden, ist keine leichte Aufgabe. Aber es steht nicht zur Debatte, dass es das Beste ist, mit einer gesamten Dorfgemeinschaft zusammenzuarbeiten, anstatt einzelne Personen für eine Patenschaft auszuwählen.

Leider fehlt ein wenig die persönliche Ebene, wenn man ein ganzes Dorf finanziell unterstützt, statt die Patenschaft für ein einzelnes Kind zu übernehmen. Es fühlt sich anders an. Ich habe gerade am Treffen einer Organisation für Entwicklungshilfe teilgenommen, die mit unserer Gemeinde zusammenarbeitet; wir helfen gemeinsam den Bewohnern sehr bedürftiger Orte in Afrika. In ihrer gesamten Geschichte hat diese Organisation nie Kinderpatenschaften angeboten, weil diese fast immer zu Ungleichheiten und sozialen Problemen geführt haben, doch die Organisation erkennt auch die Möglichkeiten an, die solche Programme besitzen: Sie können Beziehungen zwischen den Kulturen schaffen.

Wir haben Ideen über mögliche Lösungen zusammengetragen. Eine ist es, ein ganzes Dorf finanziell zu unterstützen und somit auch Projekte einzubeziehen, die die Gesundheitsversorgung und Bildungsangebote verbessern, wobei gleichzeitig eine einzelne Familie konkret mit Gebet und Ermutigung unterstützt wird. Während die Bewohner des ganzen Dorfes lernen zusammenzuarbeiten, um für sich selbst zu sorgen, sind die einzelnen Bewohner durch Briefe und Fotos mit einer Familie in Kontakt, die speziell für sie betet. Diese Lösung fördert langfristige Eigenständigkeit vor Ort und räumt dabei dem Anliegen, Ungleichheiten zu beseitigen, Priorität ein.

Alle finanziellen Förderprogramme müssen verantwortungsvoll aufgebaut sein. Man darf damit nicht in ein Land kommen und dessen kulturell gewachsenes Beziehungsgeflecht zerreißen, indem man ein Sozialhilfesystem einführt, das auch anderswo nicht funktioniert hat. Wir müssen richtig vorgehen! Wir haben vor Gott eine Verantwortung dafür, Sorge zu tragen, dass Gemeinschaften

und Familien zusammenbleiben. Wir müssen ihnen helfen, näher zusammenzuwachsen. Wenn wir als Christen die gleichen Praktiken in andere Länder tragen, die auch hierzulande zu unverantwortlichem Verhalten geführt haben, werden wir dann nicht zur Rechenschaft gezogen werden?

Um wirklich weise zu geben, müssen wir jene Programme unterstützen, die all diese vier Prinzipien berücksichtigen. Jene, die Beziehungen in den Vordergrund stellen, die überprüfbar sind, die Selbstständigkeit vor Ort fördern und die dazu beitragen, Ungleichheiten zu beseitigen. Fragen Sie nach. Verwenden Sie Ihr Geld dort, wo es verantwortungsvoll eingesetzt wird. Geben Sie sich nicht mit weniger zufrieden. Denn immerhin investieren Sie das Geld Ihres Herrn.

Kapitel 12

Hilfsorganisationen unterstützen

*So hättest du nun mein Geld den Wechslern geben sollen,
und bei meinem Kommen
hätte ich das meine mit Zinsen zurückerhalten.*

MATTHÄUS 25,27

Was ich gar nicht mag? Die Zeit des Tages, in der ich meine Post im Kopierzimmer unten im Gemeindehaus abhole. Wieso? Weil ich weiß, dass ich mich dann in den nächsten fünf, zehn oder sogar 20 Minuten mit nichts anderem beschäftigen werde, als alle neuen Briefe durchzusehen.

Seit ich in einer recht großen Gemeinde als Pastor für Weltmission angestellt wurde, fühle ich mich ein wenig so, wie sich wohl der reiche Philanthrop fühlen muss – jeder will Geld von ihm.

Manche können Sie mit ihren Geschichten zum Weinen bringen. Andere können Sie mit schlichter Logik davon überzeugen, dass genau sie es sind, denen die Gemeinde große Summen überweisen sollte. Bisher nahm ich die ausgedruckten E-Mails mit in mein Büro, um mir dort einen Überblick zu verschaffen. Doch dann läutete plötzlich das Telefon, und ein Anrufer – den ich oft nicht kannte – bat mich um eine Spende. Ich habe dann das Büro verlassen und bin hinuntergegangen, und schon bald stapelte sich ein riesiger Berg an unbeantworteter Post auf meinem Schreibtisch, der so groß war, dass ich davor zurückschreckte, überhaupt daran zu denken. Also kämpfe ich mich jetzt im Kopierraum durch all die Anfragen.

Viele von ihnen kommen von christlichen Organisationen und Werken. Den meisten kann man bescheinigen, dass sie ausgezeichnet arbeiten, für andere gilt das weniger. Manche Anfragen

könnte man zu Recht Betrugsversuche nennen, und für wieder andere wäre diese Bezeichnung noch zu milde. Auch die besten sind lange nicht perfekt.

Doch eines haben alle diese Organisationen gemeinsam: Sie brauchen Geld, um ihren Aufgaben gerecht werden zu können. Grundsätzlich ist daran nichts falsch. Doch es wird schwierig, wenn man entscheiden muss, welche der Organisationen man finanziell unterstützen möchte.

Ein guter Freund von mir hat im Laufe seiner Karriere viel Geld verdient und sich vorgenommen, während der Jahre, die ihm auf Erden noch geschenkt sind, eine Million Dollar zu spenden. Für ihn ist es nicht schwer zu entscheiden, wem er das Geld gibt. Durch den Dienst einer bestimmten Organisation kam er als Student zum Glauben. Er hat die Leitungsmitglieder der Organisation kennengelernt und schon in verschiedenen Teilen der Welt mit ihnen im Dienst für den Herrn zusammengearbeitet. Täglich erlebt er, wie das Geld der Organisation für die Arbeit im Reich Gottes eingesetzt wird. Gleichzeitig erlaubt ihm seine Beziehung zu den Leitern, unangenehme Fragen zu stellen, wie z. B.: »Warum wird Geld für dieses oder jenes verwendet?« Dadurch wird sein Leben viel tief greifender verändert, als wenn er lediglich mehrmals pro Jahr einen Scheck ausstellen würde.

Wir kennen uns seit mehreren Jahren, und die Geschichten, die er davon erzählt, wie Gott ihn und seine Firma in diesem Dienst verwendet, sind unglaublich. Sie erzählen von einer echten Partnerschaft – mit praktischer und finanzieller Unterstützung. Das ist gesundes Geben!

Hier also ein paar wichtige Punkte, die Sie berücksichtigen sollten, wenn Sie eine Organisation finanziell unterstützen möchten.

Beziehung: Habe ich eine Beziehung zu der Organisation? Kenne ich die Leitungsmitglieder persönlich und vertraue ich deren Führungsstil? Hat jemand aus meiner Gemeinde eine Beziehung zu ihnen? Werden vielleicht Missionare aus meiner Gemeinde durch

die Organisation gefördert? Wie können wir nicht nur in finanzieller Hinsicht zusammenarbeiten?

Überprüfbarkeit: Wer gehört der Leitung der betreffenden Organisation an? Sind es Christen, die für ihre Ehrlichkeit bekannt sind? Können sie Rechenschaft darüber ablegen, wie das Geld verwendet wurde?

Fördern der Selbstständigkeit und Nachhaltigkeit vor Ort: Besteht das Team aus Einheimischen, oder wird die Organisation von Mitarbeitern aus anderen Ländern verwaltet? Wird das lokale Leiterteam vorwiegend bzw. ausschließlich durch Geldquellen aus dem Ausland finanziert? Gibt es eine Strategie, um Einheimische zu motivieren, Glaubensgeschwister aus den eigenen Reihen zu unterstützen? Wird diese Strategie tatsächlich umgesetzt?

Gerechtigkeit bzw. Gleichheit: Wie viel Freiraum gibt die Organisation ihren Mitarbeitern vor Ort, wenn sie den Menschen in ihrem Umfeld dienen und sich dabei von ihrem Lebensstandard her nicht von ihnen abheben? Werden Menschen aus Entwicklungsländern dazu motiviert, im Mitarbeiterteam zu dienen, um finanzielle Vorteile oder westliche Kontakte zu erlangen?

Wie wird Jesus durch diesen Dienst geehrt?

Kapitel 13

Entwicklungshilfe

Wehe denen, die Satzungen des Unheils anordnen, und den Schreibern, die Mühsal vorschreiben, um die Geringen vom Gericht zu verdrängen und die Elenden meines Volkes ihres Rechts zu berauben, damit die Witwen ihre Beute werden und sie die Waisen plündern. Und was wollt ihr tun am Tag der Heimsuchung und beim Sturm, der von fern daherkommt? Zu wem wollt ihr fliehen um Hilfe und wohin eure Herrlichkeit in Sicherheit bringen?

JESAJA 10,1-3

Wie sollen wir der scheinbar immer weiter steigenden Zahl von Katastrophen auf der Welt gegenüberreten? Wie gehen wir mit Erdbeben, Tsunamis, Hurrikans, Dürren, Hungersnöten und Krieg um?

Eine Sache ist sicher: Wir müssen antworten. Jesus sagt: »Und wer irgend einem dieser Kleinen nur einen Becher kaltes Wasser zu trinken gibt in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage euch: Er wird seinen Lohn nicht verlieren« (Mt 10,42).

Diese Wahrheit finden wir in der Bibel öfter:

... insofern ihr es einem der geringsten dieser meiner Brüder getan habt, habt ihr es mir getan (Mt 25,40).

... der Recht verschafft der Waise und der Witwe und den Fremden liebt, sodass er ihm Brot und Kleidung gibt (5Mo 10,18; RELB).

Ein Vater der Waisen und ein Richter der Witwen ist Gott in seiner heiligen Wohnung. Gott lässt Einsame in einem Haus wohnen, führt Gefangene hinaus ins Glück (Ps 68,6-7).

Wer sich des Geringen erbarmt, leiht dem HERRN; und er wird ihm seine Wohltat vergelten (Spr 19,17).

Das Konzept, sich »in seinem Namen« in der Entwicklungshilfe einzusetzen, ist nicht zu unterschätzen. Nach dem großen Tsunami in Südasien 2004 wurden viele Organisationen dafür kritisiert, dass sie nicht nur Kornsäcke mitbrachten und vor Ort mit anpackten, sondern auch die christliche Botschaft weitergaben. Der Aufschrei in den Medien war laut: »Helft doch einfach den Menschen, aber hört bloß auf, sie bekehren zu wollen!« Solche Rufe kommen von einer Weltanschauung, die vom Materialismus und Relativismus geprägt ist. Was für ein Christ wäre ich, wenn ich jemanden sein Leben lang zu essen geben und ihm doch nie das Evangelium verkündigen würde? Andere am Leben zu erhalten, nur dass sie einen ewigen Tod fern von ihrem Schöpfer erleiden müssen?

Wenn Jesus der Grund ist, warum wir in ein anderes Land gehen, dann sollten wir ehrlich sein und das auch sagen. Anderenfalls geben wir uns selbst für diese gute Tat die Ehre und verhindern, dass dadurch sein Name geehrt wird.

Wenn sich eine Organisation nicht unverhohlen in der Öffentlichkeit zu Jesus bekennt, dann kommt es für mich persönlich nicht infrage, diese Organisation finanziell zu unterstützen. Denn wenn mein Leben seinen Namen verherrlichen soll, dann sollte ich mein Geld einer Organisation geben, die es ebenso tut.

Ja, es hat viele Nachteile, wenn wir nicht in seinem Namen geben und stattdessen versuchen, dies im außergemeindlichen Bereich zu tun, wobei wir dann nicht darauf bedacht sind, seinen Namen zu ehren.

Ein Freund sandte mir einen Artikel aus dem deutschen Magazin *Der Spiegel* zu. Es handelt sich um ein Interview mit einem Mann, der in Kenia aufgewachsen ist und deutlich vernehmbar fordert, staatliche Hilfe endlich zu stoppen. Hören Sie sich seine Gründe an und fragen Sie sich, wie die Gemeinde anders handeln kann:

Das Spiegel-Interview
mit einem afrikanischen Wirtschaftsexperten

»Streich diese Hilfe«

Der kenianische Wirtschaftsexperte James Shikwati über die schädlichen Folgen der westlichen Entwicklungspolitik, korrupte Herrscher und aufgebauschte Horrormeldungen aus Afrika

SPIEGEL: Herr Shikwati, auf dem G8-Gipfel von Gleneagles soll mehr Hilfe für Afrika beschlossen werden ...

Shikwati: ... [...] hören Sie bloß auf damit.

SPIEGEL: Aufhören? Die westlichen Industrienationen haben sich vorgenommen, Hunger und Armut zu eliminieren.

Shikwati: Solche Vorsätze schaden unserem Kontinent schon seit 40 Jahren. Wenn die Industrienationen den Afrikanern wirklich helfen wollen, sollten sie endlich diese furchtbare Hilfe streichen. Jenen Ländern, welche die meiste Entwicklungshilfe kassiert haben, geht es am schlechtesten. Trotz der Milliarden, die geflossen sind, ist der Kontinent arm.

SPIEGEL: Können Sie uns dieses Paradox erklären?

Shikwati: Es werden riesige Bürokratien finanziert, Korruption und Selbstgefälligkeit gefördert, Afrikaner zu Bettlern erzogen und zur Unselbstständigkeit. Zudem schwächt die Entwicklungshilfe überall die lokalen Märkte und den Unternehmergeist, den wir so dringend brauchen. Sie ist einer der Gründe für Afrikas Probleme, so absurd das klingen mag. Wenn sie abgeschafft würde, bekäme das der kleine Mann gar nicht mit. Nur die Funktionäre wären schockiert. Darum behaupten sie, die Welt ginge unter ohne diese Entwicklungshilfe.

SPIEGEL: Selbst in einem Land wie Kenia verhungern jedes Jahr Menschen. Denen muss doch geholfen werden.

Shikwati: Aber die Kenianer selbst müssen diesen Menschen helfen. Wenn in einer bestimmten Region Kenias eine Dürre herrscht, schreien unsere korrupten Politiker reflexartig nach mehr Hilfe. Dieser Ruf ereilt das Welternährungsprogramm der UNO – also eine riesige Behörde von Apparatschiks, die in der absurden Situation sind, sich zwar dem Kampf gegen den Hunger verschrieben zu haben, aber alle arbeitslos wären, würden sie diesen Hunger tatsächlich beseitigen. Sie nehmen naturgemäß die Bitte nach mehr Hilfe allzu bereitwillig auf, fordern nicht selten noch ein bisschen mehr, als es die jeweilige afrikanische Regierung getan hat, und leiten das Hilfeersuchen an ihre Zentrale weiter. Dann werden Tausende Tonnen Mais nach Afrika verschifft ...

SPIEGEL: ... der überwiegend von hochsubventionierten europäischen und amerikanischen Landwirten stammt ...

Shikwati: ... und dieser Mais landet irgendwann im Hafen von Mombasa. Ein Teil wandert oft direkt in die Hände skrupelloser Politiker, die ihn an ihren eigenen Stamm weiterleiten, um damit Wahlkampf zu machen. Ein anderer Teil kommt auf den Schwarzmarkt. Dort wird der Mais dann zu Dumpingpreisen verscherbelt. Ein einheimischer Bauer kann seine Hacke gleich aus der Hand legen, mit dem UNO-Welternährungsprogramm kann niemand mithalten. Und weil die Bauern unter diesem enormen Druck eingehen, hat Kenia auch keine Reserven, wenn nächstes Jahr tatsächlich eine Hungersnot entsteht – ein ganz simpler, aber folgenschwerer Kreislauf.

SPIEGEL: Täte das Welternährungsprogramm nichts, würden die Menschen verhungern.

Shikwati: Das glaube ich nicht. In diesem Fall müssten sich die Kenianer eben bequemen, Handelsbeziehungen zu Uganda oder Tansania aufzunehmen und die Nahrungsmittel dort einzukaufen. Dieser Handel ist lebensnotwendig für Afrika. Er würde uns zwingen, die Infrastruktur selbst zu

verbessern und Grenzen, die übrigens die Europäer gezogen haben, wieder durchlässiger zu machen sowie Gesetze zu schaffen, die die Marktwirtschaft begünstigen.

SPIEGEL: Wäre Afrika überhaupt in der Lage, seine Probleme selbst zu lösen?

Shikwati: Natürlich. In kaum einem Land südlich der Sahara müsste tatsächlich gehungert werden. Zudem sind reichlich Bodenschätze vorhanden: Öl, Gold, Diamanten. Afrika wird stets nur leidend dargestellt, dabei sind die meisten Zahlen maßlos übertrieben. In den Industrienationen wird immer der Eindruck erweckt, ohne Entwicklungshilfe würde Afrika untergehen. Aber glauben Sie mir: Afrika hat es schon vor euch Europäern gegeben. Und es ging uns gar nicht so schlecht.

SPIEGEL: Damals gab es Aids noch nicht.

Shikwati: Wenn man den Horrormeldungen Glauben schenken würde, müssten heute eigentlich alle Kenianer schon tot sein. Doch plötzlich werden überall Tests durchgeführt, und es stellt sich heraus, dass die Zahlen maßlos übertrieben wurden. Nicht mehr drei Millionen Kenianer sind nun infiziert, plötzlich ist es nur gut eine Million. Malaria ist ein ebenso großes Problem, doch darüber spricht kaum jemand.

SPIEGEL: Woran liegt das?

Shikwati: Aids ist ein Riesengeschäft, vielleicht das größte in Afrika. Mit nichts anderem kann man so viel Geld lockermachen wie mit schockierenden Aids-Zahlen. Aids ist hier eine politische Krankheit, wir sollten besonders misstrauisch sein.

SPIEGEL: Amerikaner und Europäer haben zugesagte Hilfe für Kenia eingefroren. Das Land, sagen sie, sei zu korrupt.

Shikwati: Ich befürchte nur, dass sie das Geld bald wieder auszahlen, es muss schließlich irgendwohin. Dem verheerenden europäischen Drang, Gutes zu tun, lässt sich bisweilen leider nicht mit Vernunft begegnen. Es ist doch völlig

unverständlich, dass unmittelbar nach der Wahl der neuen kenianischen Regierung, welche die Diktatur Daniel arap Moïse beendete, alle Hähne geöffnet wurden und das Geld in Strömen in dieses Land floss.

SPIEGEL: Solche Hilfe ist meist zweckgebunden.

Shikwati: Das ändert doch nichts. Millionen US-Dollar, die für den Kampf gegen Aids vorgesehen waren, liegen noch auf kenianischen Konten und werden nicht ausgegeben. Unsere Politiker wurden mit Geld überschüttet, dabei versuchen sie, möglichst viel auf die Seite zu schaffen. Der verstorbene Tyrann der Zentralafrikanischen Republik, Jean-Bédel Bokassa, hat die Tatsachen zynisch auf den Punkt gebracht, als er sagte: »Alles in unserem Land wird von der französischen Regierung bezahlt. Wir fragen die Franzosen nach Geld, wir bekommen es – und verschwenden es.«

SPIEGEL: Es gibt im Westen viele mitfühlende Bürger, die Afrika helfen wollen. Sie spenden jedes Jahr Geld, viele stecken ihre Kleider in Sammelsäcke ...

Shikwati: ... und überschwemmen unsere Märkte mit dem Zeug. Auf unseren sogenannten Mitumba-Märkten können wir die gespendeten Kleider billig kaufen. Es gibt Deutsche, die erwerben hier für ein paar Dollar gebrauchte Fußballhemden des FC Bayern München oder von Werder Bremen, die Kinder in Deutschland wohlmeinend den Afrikanern spenden wollten, versteigern sie für den dreifachen Preis bei E-Bay und schicken sie zurück in ihre Heimat. Das ist doch Wahnsinn ...

SPIEGEL: ... und hoffentlich eine Ausnahme.

Shikwati: Was sollen diese Kleiderberge? Hier friert niemand, stattdessen werden unsere Schneider arbeitslos. Ihnen geht es wie den Bauern. So kostengünstig kann niemand aus der afrikanischen Billiglohnwelt sein, dass er mit den gespendeten Produkten mithalten könnte. 1997 waren in Nigeria 137 000 Arbeiter in der Textilindustrie tätig, im

Jahr 2003 waren es noch 57 000. Und so sieht es überall aus, wo überschäumende Hilfsbereitschaft auf fragile afrikanische Märkte trifft.

SPIEGEL: Deutschland kam nach dem Zweiten Weltkrieg erst mit dem amerikanischen Geld des Marshallplans auf die Beine. War das nicht erfolgreiche Entwicklungshilfe?

Shikwati: In Deutschland musste nur die zerstörte Infrastruktur wiederaufgebaut werden. Deutschland war vor dem Krieg, trotz der Wirtschaftskrise der Weimarer Republik, ein hochindustrialisiertes Land. Auch Thailands Tsunami-Schäden lassen sich mit ein bisschen Geld und Aufbauhilfe beheben. Afrika muss den Schritt in die Moderne jedoch erst selbst gehen. Es muss sich ein Mentalitätswechsel vollziehen. Wir müssen aufhören, uns als Almosenempfänger zu empfinden. Afrikaner sehen sich mittlerweile selbst nur noch als Opfer. Keiner kann sich hingegen einen Afrikaner als Geschäftsmann vorstellen. Um das zu erreichen, wäre es hilfreich, wenn sich die Hilfsorganisationen zurückzögen.

SPIEGEL: Wenn sie das täten, würden erst einmal viele Arbeitsplätze vernichtet ...

Shikwati: ... die völlig künstlich geschaffen wurden und die Realität verzerren. Natürlich: Die Jobs bei den ausländischen Organisationen sind sehr beliebt. Darum können sie sich auch immer die besten Leute aussuchen. Wenn eine Hilfsorganisation einen Fahrer braucht, dann bewerben sich Dutzende für diesen Posten. Da dem Entwicklungshelfer ja nicht zuzumuten ist, dass der Chauffeur nur seine Stammsprache beherrscht, muss also jemand her, der fließend Englisch spricht und nach Möglichkeit noch gute Manieren hat. Da fährt dann plötzlich ein afrikanischer Biochemiker einen Helfer durch die Gegend, um europäische Lebensmittel zu verteilen und damit die lokalen Bauern arbeitslos zu machen – was für ein Unsinn!

SPIEGEL: Die Bundesregierung ist stolz, genau zu überprüfen, wen sie unterstützt.

Shikwati: Und was kommt dabei heraus? Ein Desaster. Da hat sie Ruandas Präsidenten Paul Kagame das Geld in den Rachen geworfen. Dabei hat der Mann mittlerweile Millionen Menschen auf dem Gewissen, die seine Armee im Nachbarland Kongo umgebracht hat.

SPIEGEL: Was sollten die Deutschen tun?

Shikwati: Wenn sie wirklich die Armut bekämpfen wollen, sollten sie sich mit ihrer Entwicklungshilfe komplett zurückziehen und Afrika endlich die Chance geben, selbst für sein Überleben zu sorgen. Derzeit ist Afrika wie ein Kind, das immer gleich nach seinem Babysitter schreit, wenn etwas schiefgeht. Afrika sollte auf eigenen Füßen stehen.⁴⁶

Interview: Thilo Thielke

Was sollten wir also im Hinblick auf dieses Interview tun? Hören wir auf zu geben, wie J. Shikwati vorschlägt? Paulus sagt: »Das sei ferne!« (Röm 6,2) Wir sollen geben! Doch wir müssen dies auf eine völlig andere Art tun als die Welt.

Ein Bruder unserer Gemeinde wurde in Burundi in Afrika geboren. Er lebt und arbeitet derzeit dort. Passend dazu sagte er Folgendes: »Jedes Mal, wenn die Vereinten Nationen in ein neues Gebiet kommen, schießen dort die Bordelle wie Pilze aus dem Boden.«

Was ist nun der Unterschied zwischen der Gemeinde und staatlichen Hilfsorganisationen? Die Letztgenannten bezahlen Leute, damit sie an Orte gehen, an denen sie sich eigentlich gar nicht aufhalten wollen; und sie gehen zumeist ohne moralische Überzeugung. Die aber, die ihr Leben freiwillig in den Dienst für

46 *Der Spiegel* 27/2005, verwendet mit Genehmigung; <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-40952573.html> (abgerufen am 29. 3. 2021). A. d. H.: Geringfügige Angleichung der Schreibweisen mehrerer Wörter an die derzeit geltenden orthografischen Regeln.

Jesus stellen, haben bereits erkennen lassen, dass sie als moralisch Überzeugte dorthin gehen, wo sie gebraucht werden.

Wenn sich staatliche Organisationen aus einem Gebiet zurückziehen, bleibt niemand da, der die Arbeit weiterführt. Was auch immer noch getan werden muss – die Arbeit wird in keiner Weise fortgesetzt. So ist es fast immer der Fall.

Welche der folgenden beiden Optionen ist besser? Urteilen Sie selbst:

1. Eine staatliche Organisation kommt in ein Land und leitet die Einheimischen an, sich der Aids-Problematik bewusst zu werden und entsprechend zu handeln. Wenn diese Organisation nach Hause zurückkehrt, bleiben lediglich ein paar Flyer, einige Kartons voller Kondome und – den Worten von J. Shikwati im obigen Interview zufolge – einige gut bezahlte Regierungsbeamte zurück.
2. Eine christliche Hilfsorganisation kommt in ein Land und schult die Gemeindeglieder, Aids-Kranke zu unterstützen. Außerdem leitet sie Freiwillige an, auf die Gefahren dieser Krankheit aufmerksam zu machen und Präventionsmaßnahmen umzusetzen. Wenn die Organisation die Arbeit beendet, läuft die Ausbildung weiter – weil es vor Ort Menschen gibt, deren Triebkraft die Liebe ist und die von entsprechenden moralischen Überzeugungen motiviert werden. Außerdem gibt es eine Infrastruktur, die gewährleistet, dass die Arbeit fortgeführt werden kann.

Dass Hilfswerke und Organisationen, deren Grundlage der christliche Glaube ist, dauerhafte und nachhaltige Veränderungen herbeiführen können, wird auch von führenden Politikern in den USA anerkannt. Sie haben veranlasst, dass finanzielle Unterstützung seitens des Staates nun zu einem Großteil durch solche Organisationen zu den Empfängern gelangt. Es wäre töricht, es anders zu machen. Nur die Infrastruktur der Gemeinden vor Ort kann auf

Dauer die Aufgaben einer ausländischen Organisation weiterhin schultern – auch dann noch, wenn sich die westlichen Mitarbeiter in einem neuen Projekt engagieren.

Allerdings halten sich nicht alle christlichen Organisationen an den Grundsatz, mit ortsansässigen Gemeinden zusammenzuarbeiten. Wenn sie ein Land verlassen, verschwindet auch jegliche Hoffnung auf dauerhafte Veränderung.

Unsere Gemeinde arbeitet mit einer Hilfsorganisation in Zentralafrika zusammen. Das wohl größte Lob hat die Organisation von dem Gläubigen einer Gemeinde in Ruanda bekommen, der sich freiwillig in die Gemeindegemeinschaft einbrachte und in meinem Beisein sagte: »Andere Organisationen sind gekommen, haben ihre Arbeit getan und sind wieder verschwunden – und mit ihnen auch all die Arbeit, die sie gemacht hatten. Ihr aber kommt, lehrt uns, und wenn ihr geht, machen wir einfach ohne euch weiter.«

Wer sich im Bereich der Entwicklungshilfe engagiert, sollte sich mit nichts Geringerem zufriedengeben.

Akute Hilfe oder langfristige Entwicklungsarbeit?

Es wird immer wieder notwendig sein, auf Katastrophen rasch zu reagieren und mit Lebensmitteln, medizinischer Versorgung, Notunterkünften oder Kleidung auszuhelfen. Wir sollten großzügig sein, wenn wir solchem Elend begegnen. Doch es läuft etwas falsch, wenn wir zu kurzfristig sind und nicht schon im Vorhinein versuchen, solche schlimmen Situationen zu verhindern.

- Ist es besser, nach einem Erdbeben die Trümmer zu beseitigen oder den Einheimischen zu zeigen, wie sie sachgerecht bauen können, sodass die Schäden bei einem Erdbeben künftig viel geringer sind?
- Ist es besser, eine Hungersnot zu verhindern oder im Falle der Katastrophe Essen zu verteilen?

- Ist es besser, die Hungrigen mit Lebensmitteln zu unterstützen oder ihnen beizubringen, diese selbst herzustellen?
- Ist eine schnelle Lösung besser als eine langfristige?
- Ist es besser, Lehrer und Lehrerinnen auszubilden oder die Kinder einmal pro Jahr während eines Kurzeinsatzes zu unterrichten?
- Ist es besser, Dorfgemeinschaften über Hygiene und Gesundheitsvorsorge zu informieren (und ihre medizinische Grundversorgung zu gewährleisten) oder ihnen Medizin zukommen zu lassen, wenn sie krank sind?

Die Antworten auf diese Fragen sind klar, oder etwa nicht? Dann sollten wir nicht einfach nur warten und auf Katastrophen reagieren. Als Gläubige sollten wir uns aktiv bei der Prävention solcher Ereignisse und der Entwicklung von Dorfgemeinschaften einsetzen.

Es ist gut, wenn wir geben, um die Leiden mittelloser Menschen zu lindern. Doch die Frage dabei sollte sein: »Gibt es einen besseren Weg, um zu geben?« Denn schließlich sollte es unser Ziel sein, unsere finanziellen Gaben bestmöglich einzusetzen.

Auch hier hilft es, die vier Grundprinzipien – *Beziehung, Verantwortlichkeit, Fördern von Selbstständigkeit und Nachhaltigkeit vor Ort und Gerechtigkeit* – anzuwenden.

Beziehung: Fragen Sie sich selbst: »Kann *ich* gehen? Kann ein Team aus meiner Gemeinde ausgesandt werden?« Bei jeder Katastrophe werden Leute gebraucht, die anpacken. Geld, das investiert wird, um Menschen auszusenden, ist gut investiert. Unsere Gemeindeglieder werden vor Ort nicht nur praktisch Abhilfe schaffen, sondern auch selbst verändert werden.

Mit welcher Gemeinde oder welchen Gemeinden könnten wir zusammenarbeiten? Es geht darum, dass örtliche Gemeinden bei einer Katastrophe schon aktiv werden, bevor Hilfe von außen eintrifft. Denn anders als große staatliche Organisationen kennen sie die Nöte der Menschen in ihrem Umfeld und wissen, wie sie diesen begegnen können.

Nach dem verheerenden Hurrikan Katrina in den USA gaben viele Betroffene an, dass die Gemeinden vor Ort die hilfreichsten Akteure im Geschehen gewesen waren. Die Einheit des Leibes wird plötzlich praktisch sichtbar, wenn wir mit Gemeinden, die im unmittelbaren Katastrophengebiet helfen, zusammenarbeiten. Jesu Name wird verherrlicht, und die Hilfe wird den wirklichen materiellen und geistlichen Nöten vor Ort gerecht.

Verantwortlichkeit: Sobald eine Beziehung zwischen zwei Gemeinden über rein finanzielle Angelegenheiten hinausgeht, liegt es nahe, dass Vertreter beider Gemeinden Rechenschaft voneinander ablegen. Das Beste ist immer, persönlich zu gehen. Doch wenn Ihnen dies nicht möglich ist, können Sie eine Organisation unterstützen, die mit Gemeinden vor Ort zusammenarbeitet.

Selbstständigkeit und Nachhaltigkeit vor Ort: Die Zusammenarbeit mit örtlichen Gemeinden befähigt diese später, unabhängig weiterzuarbeiten, wenn wir den Ort verlassen müssen. Die Einheimischen werden lernen, besser zu urteilen: Werden sie von denjenigen, die mit der Bitte um Hilfe an sie herantreten, ausgenutzt, oder besteht wirklich ein Bedarf, der mithilfe der Unterstützung von außen gedeckt werden kann? Wenn wir mit einer örtlichen Gemeinde zusammenarbeiten und durch sie die Menschen in Not unterstützen, stärken wir die Gemeinde, und ihr Einfluss bleibt auch dann präsent, wenn wir das Land verlassen haben. Die Gemeindeglieder sind es, die in ihrem Umfeld gut vernetzt sind und so weniger leicht von ihren Nachbarn ausgenutzt werden können, als es bei ausländischen Helfern oft der Fall ist.

Gerechtigkeit: Angesichts einer Katastrophe hat die Gemeinde die einzigartige Möglichkeit, all denen ein wahres Licht zu sein, die am Rand des Todes stehen. Allen Leuten im Umfeld der Gemeinde sollte gleichwertig geholfen werden – egal, welche Herkunft oder Religion sie haben. Auch das Alte Testament spricht wiederholt davon, sich um die Witwe, das Waisenkind und den Fremden zu kümmern. (Als fremd galten gerade in diesem Kontext Menschen anderer Völker und der heidnischen Religionen der Nachbarreiche Israels.)

Kulturgrenzüberschreitende Nothilfe und Entwicklungsarbeit

Katastrophenhilfe über Kulturgrenzen hinweg braucht ein zusätzliches Element, das oft vergessen wird. Wenn es zu einer Katastrophe wie dem Hurrikan Katrina innerhalb der Grenzen unseres eigenen Kulturkreises kommt, ist es möglich, direkt mit Gemeinden vor Ort in Kontakt zu treten. Wir kennen die Kultur, verstehen die Sprache und sind mit der Wirtschaft, ja, sogar mit dem Buchhaltungssystem vertraut. Doch wenn eine amerikanische Gemeinde versucht, mit einer Gemeinde in einem anderen Kulturkreis ohne das nötige Wissen direkt zusammenzuarbeiten, können wir allerlei Ungleichheiten hervorrufen. Wir verstehen die dortigen kulturellen Verantwortlichkeiten nicht und wissen nicht, was es heißt, vor Ort etwas Nachhaltiges zu erarbeiten. Es braucht kulturelle Sachkenntnis, um produktiv kulturgrenzüberschreitende Entwicklungshilfe leisten zu können.

Natürlich ist es für die amerikanischen Gemeinden in ihrer Gesamtheit am besten, wenn sie mit örtlichen Gemeinden über kulturelle Grenzen hinweg zusammenarbeiten – doch brauchen sie hier jeweils einen Experten, der Folgendes versteht:

1. Er muss – ob Mann oder Frau – die unterschiedlichen Kulturen der Gemeinden kennen, die zusammenarbeiten wollen.
2. Er muss verstehen, wie Nothilfe und nachhaltige Entwicklungshilfe die Menschen vor Ort aktivieren kann und welche Macht Geld hat: die Macht zu helfen oder zugrunde zu richten.

Eine Hilfsorganisation auswählen

Wenn Sie eine Hilfsorganisation auswählen, die Sie finanziell unterstützen wollen, dann stellen Sie sicher, dass es deren Hauptanliegen ist, örtliche Gemeinden im Zielland zu stärken, statt die

Arbeit komplett selbst zu übernehmen. Oft ist es viel einfacher, die vor Ort bereits bestehenden Gemeinden zu umgehen, wie es viele Hilfsorganisationen tun. Dieser Weg bringt jedoch keine dauerhafte Veränderung mit sich. Einerseits zeugt die Zusammenarbeit mit einer örtlichen Gemeinde vom Anliegen der Organisation, nachhaltig etwas zu verändern. Andererseits verherrlicht eine solche Arbeit auch den Herrn, denn die Gemeinde ist seine Braut.

Stellen Sie sicher, dass die gewählte Organisation auch gewillt ist, mit Gemeinden hier im Geberland zusammenzuarbeiten. Partnerschaften sind keine Einbahnstraße – Gläubige aus Ihrer Gemeinde sollten eingebunden werden, um Beziehungen mit der Organisation *und* den örtlichen Gemeinden im Ausland aufzubauen.

Eine gute Hilfsorganisation ist bereit, mit jeder Gemeinde in einem unterentwickelten Gebiet, die dies möchte, zusammenzuarbeiten. Es ist wichtig, dass wir als westliche Gemeinde nicht darauf beharren, nur eine bestimmte Gemeinde vor Ort zu unterstützen. Eine Zusammenarbeit, die andere Beteiligte ausschließt, führt zu Ungleichheiten und Eifersucht zwischen den Gemeinden einer bestimmten Region. Eine gute Hilfsorganisation unterstützt unsere Gemeinden dabei, diese Angelegenheit im Auge zu behalten.

Außerdem kann uns eine gute Hilfsorganisation darüber informieren, welche Art des Gebens gut und welche schädlich ist.

Erinnern Sie sich an die vier Prinzipien: *Beziehung, Verantwortlichkeit, Selbstständigkeit und Nachhaltigkeit* (durch Stärkung der örtlichen Gemeinde) und *Gerechtigkeit*. Eine Hilfsorganisation, die diese Punkte beachtet, ist es wert, unterstützt zu werden.

Das große Geschenk eines Kredits

Wer sich des Geringen erbarmt, leiht dem HERRN;
und er wird ihm seine Wohltat vergelten.
Sprüche 19,17

Die Bibel lehrt uns zu geben, ohne eine Rückzahlung zu erwarten. Deswegen erscheint es uns verkehrt, wenn man jemandem Geld leiht, dann erwartet, dass er es zurückzahlt, und dies dann auch noch eine »großzügige Tat« nennt. Doch ein Kredit ist vielleicht das beste Geschenk, das wir geben können, um Notleidenden in einem Entwicklungsland zu helfen.⁴⁷

Wenn ich den Angehörigen einer armen Familie im Sudan 100 Dollar schenke, werden sie wahrscheinlich nichts Eiligeres zu tun haben, als sich Lebensmittel zu besorgen und die Kleidung kaufen, die sie schon immer tragen wollten. In nur wenigen Tagen werden die 100 Dollar verbraucht sein – es wird keine dauerhafte Veränderung stattfinden.

Gebe ich der Familie aber einen Kredit, den sie innerhalb von zwei Monaten zurückzahlen soll, wird sie das dazu verpflichtet, z. B. damit zu beginnen, ein kleines Unternehmen zu betreiben, das mehr als nur den Kredit einbringt. Die Familie investiert das Geld, geht ans Werk und verdient dadurch 150 Dollar. Sie zahlt die 100 Dollar zurück und verdient von da an 50 Dollar im Monat – für die nächsten zwei Jahre. Ein solcher Kredit kann nun für den gleichen Zweck zugunsten einer anderen Familie verwendet werden. Eine Gabe, die immer weiterverwendet werden kann, wenn es um das Geben geht.

47 A. d. H.: Diese Praxis steht nicht im Widerspruch zur Lehre der Bibel. Man beachte nämlich, dass ein derartiger gewährter Kleinkredit wie im Folgenden beschrieben nach der Rückzahlung durch den ersten Empfänger einer zweiten Familie zugutekommt und somit dem »Hilfskreislauf« erhalten bleibt. Außerdem ist die mit dem Kleinkredit ermöglichte Veränderung hin zur wirtschaftlichen Eigenständigkeit in der Regel von Dauer, sodass dem Empfänger etwas bleibt, was nicht »zurückgezahlt« werden muss.

Mit großen Banken haben solche Kleinkredite sehr wenig zu tun, doch viele Hilfsorganisationen haben Programme für Mikrokredite ins Leben gerufen. Sie ermöglichen Menschen, sich selbst aus dem Teufelskreis der Armut zu befreien. Einige der konzeptionell fundierten Programme haben eine Rückzahlrate von über 98 Prozent, weil es sich dabei um gemeinschaftliche Kredite handelt und weil es eine Verantwortung vor Nachbarn und Freunden gibt, die Kreditbedingungen einzuhalten. Angenommen, Sie leisten einen finanziellen Beitrag, der zur Einführung solcher Kreditprogramme notwendig ist. Dies ist vielleicht einer der besten Wege, damit Ihre Gabe immer wieder verwendet werden kann. So wird Ihre Geldspende dafür genutzt, um Hunderte Menschen aus beständiger Armut zu befreien.

Unsere Gemeinde hat Sammlungen durchgeführt, um diese Programme ins Leben zu rufen, und ich war im Hochland von Ruanda und habe mit Witwen und Müttern kleiner Kinder gesprochen, deren Leben durch diese Gaben verändert wurde. Es waren herausfordernde Geschenke dahin gehend, dass erst harte Arbeit zu einem Gewinn führte. Doch glauben Sie mir, dass diese Frauen uns mit Geschichten und Liedern der Dankbarkeit begrüßten, weil wir in ihre Dorfgemeinschaft investiert hatten. Unsere Gemeinde gab ein Geschenk – das Geschenk eines Kredits. Es bringt keine Veränderung im gewünschten Sinne mit sich, ein Wirtschaftssystem durch ein anderes zu ersetzen, doch es verändert das Leben vieler, wenn unsere Gaben wirtschaftliche Selbstständigkeit erzeugen.

Kapitel 14

Vorbereitung und Ausbildung zum Dienst

Ist die Ausbildung im Westen am besten?

*Der Weisheit Anfang ist: Erwirb Weisheit;
und mit allem, was du erworben hast, erwirb Verstand.*

SPRÜCHE 4,7

China, 1986: Wang Quan⁴⁸ hatte in seinem Leben noch keinen gläubigen Christen kennengelernt, doch sein Herz sehnte sich zutiefst nach Gott.

Das Leben für einen jungen Chinesen, der das Ziel hat, an einer Universität zu studieren, ist derart dem Stress ausgesetzt, dass wir uns dies hier im Westen gar nicht vorstellen können. Unter dem Druck dieses Vorhabens betete Wang zu Gott. Er bat um Hilfe bei einer Prüfung, von der er dachte, dass er sie nicht bestehen würde. Die Angst vor dem Versagen und um seine Zukunft lähmte ihn.

Gott erhörte Wang Quans Gebet – und er war sich sicher, dass es Gott war, denn Wangs Punktezahl in der Prüfungsarbeit übertraf bei Weitem die seiner Kollegen, die intelligenter als er waren und sich besser auf die Prüfung vorbereitet hatten.

Fortan war er von der Existenz Gottes überzeugt – in einem Land, in dem Wang nichts außer der atheistischen Weltanschauung des kommunistischen Systems kennengelernt hatte. Er rief zu Gott und flehte ihn an, ihm die Wahrheit und den richtigen Lebensweg zu zeigen.

48 Bei diesem Namen handelt es sich um ein Pseudonym. A. d. H.: Vermutlich gilt dies auch für den nachstehend erwähnten Namen (Sylvan).

Tags darauf sah er einen Ausländer mit einem Kreuz um den Hals die Straße entlang spazieren. »Können Sie mir von Gott erzählen?«, fragte Wang Quan in gebrochenem Englisch.

Der Mann, den er angesprochen hatte, war ein Gastdozent. Er stammte aus dem damaligen Jugoslawien und unterrichtete chinesische Studenten mithilfe deutschsprachiger Lehrbücher in der Sprache der Hethiter, wobei die Vorlesung auf Englisch erfolgte. Das auffällige Kreuz um seinen Hals hatte er bei einem Besuch in den Vereinigten Staaten in einem Navajo-Reservat gekauft. Es war riesig, aus Silber und mit Türkisen und roten Korallen besetzt. Das Problem war aber, dass dieser Mann, Sylvan, ihm nichts von Gott erzählen konnte. Das Kreuz war nicht mehr als ein »cooler« Schmuck. Doch Sylvan kannte einige Christen in der Stadt, sodass er – freundlich, wie er war – Wang Quan in seine Pension mitnahm und ihm dort die Gläubigen vorstellte, die in der Nähe wohnten. Kurz darauf wurde Wang Quan Christ.

Zu diesem Zeitpunkt traf ich Wang Quan zum ersten Mal. Ein toller junger Mann. Mit Riesenschritten wuchs er im Glauben und bezeugte ihn sofort gegenüber seiner Freundin, die Mitglied der Kommunistischen Partei war. Die beiden beschlossen, eine Debatte abzuhalten. Sollte er gewinnen, würde sie Christin werden; sollte sie gewinnen, würde er in die Partei eintreten. Nun, Wang Quan gewann.

Ich hatte das Vorrecht, das Wachstum dieser beiden außergewöhnlichen Chinesen in ihrer Beziehung zu Gott mitzuerleben, da einer meiner Kollegen sie begleitete und in ihrem neu gefundenen Glauben unterwies.

Wang Quan sehnte sich zutiefst danach, Gott kennenzulernen; er war außerordentlich begabt und liebte die englische Sprache. Er hatte ein Herz für seine Mitmenschen und bezeugte seinen Glauben auch gegenüber seinen Studienkollegen aus Nordkorea. Er beschloss, Nordkoreaner für Jesus zu gewinnen – wohnten sie doch in großer Zahl in seinem Heimatland, sodass er sie hier ebenso gut evangelisieren konnte wie seine Landsleute. Außerdem hoffte

Wang, eines Tages nach Nordkorea reisen zu können. Doch er verspürte die Notwendigkeit, zuerst eine biblisch fundierte Ausbildung zu erhalten.

Zu dieser Zeit gab es in China nur ein staatlich anerkanntes Seminar, dessen Theologie allerdings sehr liberal war. Also informierte sich Wang über Ausbildungsstätten an anderen Orten. Er bewarb sich an einer Bibelschule in den Vereinigten Staaten und wurde angenommen. Doch es gab ein Problem: Bachelorstudenten wurde niemals – unter keinen Umständen – erlaubt, China zu verlassen. Allerdings konnte man eines tun: beten. Aufgrund einer Reihe wundersamer Ereignisse gab es für Wang Quan schließlich nur noch ein Hindernis vor seiner geplanten Ausreise: Er musste die amerikanische Botschaft aufsuchen.

Der Angestellte in der Botschaft, der Wang Quans Reiseziel kontrollierte, fragte mit strenger Miene: »Sie haben, obwohl Sie Bachelorstudent sind, von Ihren Behörden die Erlaubnis bekommen, ins Ausland zu gehen. Das habe ich noch nie zuvor erlebt. Warum wollen Sie denn in die Vereinigten Staaten?«

»Um ehrlich zu sein, möchte ich die Bibel besser kennenlernen, sodass ich ein Evangelist werden und mein eigenes Land und die Nordkoreaner mit der Frohen Botschaft erreichen kann.« Wunderlicherweise genehmigte der Beamte das Visum.

Weil Wang Beziehungen zu Amerikanern pflegte, kamen diese für seinen weiteren Lebensunterhalt auf, und so verließ er China als Bachelorstudent (was in den 1980er-Jahren sonst nie passierte), um an einer amerikanischen Bibelschule zu studieren. Er war fest entschlossen, der erste chinesische Evangelist unter Nordkoreanern zu werden, und wurde dabei von vielen Amerikanern finanziell unterstützt – sie wollten ihn so bald wie möglich im Einsatz sehen.

Das war vor 23 Jahren. Wo ist Wang Quan also heute? Immer noch in den Vereinigten Staaten. Seine Kinder, wahre Vollblut-Amerikaner, schließen gerade die Highschool ab. Kurz bevor er China verließ, hatte Wang geheiratet, und aufgrund weiterer unglaublicher Ereignisse konnte auch seine Frau nach Amerika

kommen. Die beiden bekamen zwei Kinder. Das war damals in China verboten.⁴⁹ So wurde es sehr schwierig, zurück in die Heimat zu gehen. Und so leben sie weiter hier in den USA: Amerika hat zwei weitere gut ausgebildete Christen.

Wang Quan ist keine Ausnahme, sondern die Regel. Es gibt viele Studierende, die finanziell unterstützt werden, um in die USA zu kommen und anschließend in ihre Heimatländer zurückkehren wollen, um dort dem Herrn zu dienen. Doch dann bleiben sie da. Wang Quans Motiv war wirklich, nur für eine gewisse Zeit hier-zubleiben – ich habe keine Zweifel an den Motiven dieser Leute, die für den Herrn brennen. Doch Amerikas Vorzüge üben eine große Anziehungskraft auf sie aus und lassen sie wohl kaum wieder los.

Ich verurteile Wang Quan nicht dafür, dass er in den USA blieb. Die USA sind ein toller Ort zum Leben – um ehrlich zu sein, wohne auch ich hier. Ich kann also nichts gegen Wang Quans Entscheidung einwenden. Doch es bleibt ein Gefühl des Verlusts, weil einer derjenigen, in die man die größten Hoffnungen in Bezug auf die evangelistische Arbeit unter Chinesen und Nordkoreanern setzte, nicht sein ursprüngliches Ziel erreicht hat.

War es falsch, Wang Quan in die Vereinigten Staaten zu bringen? Nein. Es war nur falsch, wie selbstverständlich davon auszugehen, dass er zurück nach China gehen würde. Wann immer wir einen ausländischen Studenten nach Amerika holen, sollten wir diesen Schritt als »Einwanderung« betrachten – nicht als einen Schritt, ihn zum Dienst in seiner eigenen Kultur auszurüsten.

Und würde jemand, der sich in einer ähnlichen Situation wie Wang Quan befindet, diesen großen Schritt machen und in die Heimat zurückkehren, sollten wir keineswegs erwarten, dass er sich dort nach seiner Rückkehr wieder nahtlos integriert.

Denken Sie einmal darüber nach! Ein Mann aus dem Sudan kommt in die USA, um zu promovieren. Das bedeutet, dass er mindestens sechs bis zehn Jahre in den Vereinigten Staaten bleibt. Er

49 A. d. H.: Die chinesische Ein-Kind-Politik wurde Ende 2015, mehrere Jahre nach der Veröffentlichung der ersten englischsprachigen Ausgabe dieses Buches, offiziell beendet.

verlässt seine kleine Lehmhütte mit Strohdach, Lehmbo­den und ohne Strom und findet sich plötzlich in einer ameri­kanischen Wohnung wieder. Die Gläubigen seiner neuen Ge­meinde in Ame­rika haben ein schlechtes Gewissen, weil seine Familie nicht bei ihm sein kann; sie beschließen, ihnen die Reise zu bezahlen – und plötzlich braucht die Familie eine Wohnung. Wir fühlen uns schul­dig, weil sie in einer kleinen Wohnung leben und weil es un­angemessen ist, wenn Jungen und Mädchen ab einem bestimmten Alter im gleichen Zimmer schlafen. Die Gemeinde verhilft ihnen also zu einem typischen amerikanischen Heim und überschüttet die Familie mit all den »Notwendigkeiten« dieses Lebens­stils: Sofa­garnitur, Mikrowelle, Fernseher und all die anderen Dinge, die sie vorher nie gesehen hatten. Jetzt lieben sie diese Dinge. Die Schule, in die die Kinder dieses Mannes gehen, ähnelt derjenigen, die sie zu Hause besuchten, nicht im Geringsten. Hier gibt es keine Lehm­wände, Blechdächer oder einhundert Kinder in einem Klassen­zimmer.

Nachdem sie hier für sechs bis zehn Jahre gewohnt haben, sind seine Kinder durch und durch amerikanisch sozialisiert. Werden sie wohl die Träume dieser neuen Kultur aufgeben – Geld, Auto, Universität, Karriere –, um im Sudan in einer kleinen Hütte zu leben? Die Chancen stehen schlecht.

Diese Familie wurde in all ihren Lebensbezügen verändert. Wenn dieser Mann mit Frau und Kindern zurück in die Heimat geht, gibt es keine Hoffnung auf ein gutes Studium; die Kinder klei­den sich und denken nicht mehr wie damals, als sie noch im Sudan wohnten. Sie haben nun nichts mehr mit ihrem früheren Leben gemein. Im Grunde sind sie nun Amerikaner. Der Mann und seine Ehefrau haben einen Lebensstil kennengelernt, der von den neues­ten technischen Trends abhängt. Was in ihrem Leben vorher von entscheidender Bedeutung war, unterscheidet sich vollkommen von dem, was ihnen nun wichtig ist. Vielleicht wird diese Familie nie in jeder Beziehung amerikanisch sein, doch sie wird sicher nie wieder ganz das verkörpern, was für Sudanesen typisch ist.

Dabei ist das grundsätzlich nicht falsch – es ist einfach eine Tatsache.

Unsere Gemeinde unterstützt einen Mann aus einem Entwicklungsland, der in die USA kam, um seine Dissertation zu schreiben. Nach dem Abschluss ging er mutig zurück in sein Heimatland. Gerade eben hat er uns seinen finanziellen Bedarf für das nächste Jahr offengelegt: 21 000 Dollar. Amerikanische Missionare in diesem Land benötigen das Doppelte. Der durchschnittliche Pastor in diesem Land verdient aber nur etwa ein Fünftel oder ungefähr 1500 Dollar im Jahr. Jemand mit der gleichen Ausbildung und einer entsprechenden Position an einer Universität in diesem Land würde etwa 5000 Dollar verdienen. Das ist nur etwa ein Viertel von dem, was unser Freund benötigt.

Dieser finanzielle Bedarf zeigt auf, dass er und seine Familie im Anschluss an ihre Rückkehr nach Afrika zwischen zwei Welten hin und her gerissen sind. Die Einheimischen sehen die Angehörigen dieser Familie in gewisser Weise auch als ihresgleichen an, sie lieben und respektieren sie. Dieser Mann und die Seinen sprechen die Landessprache und kennen die Gebräuche, doch sie leben ganz ähnlich wie die Amerikaner in dieser Gegend – mit Kindern, die eine Universität in den Vereinigten Staaten besuchen, und mit einem Haus, dessen Baustil sowohl lokale als auch amerikanische Elemente in sich vereint.

Diese Familie lebt also irgendwo »dazwischen«. Das ist nicht schlecht. Es ist einfach eine Tatsache.

Es gibt eine einfache Regel: *Wenn man jemanden – ob Mann oder Frau – fördern will, Menschen aus seiner eigenen Kultur zu erreichen, dann sollte man ihn nicht aus diesem Umfeld herauslösen.* Man sollte davon absehen, jemanden aus einem armen Land zu nehmen und ihm den Glanz, die Annehmlichkeiten und den materiellen Überfluss der USA zu zeigen. Und wenn man dann erwartet, dass er in die Heimat zurückkehren will, wird man zumeist enttäuscht werden. Man sollte keinen Chinesen aus seinem ursprünglichen Lebensumfeld herauslösen, ihn an einer westlich geprägten Bibelschule

dazu ausbilden, wie er in einer amerikanischen Megagemeinde mitarbeiten kann, und dann von ihm erwarten, in seine Kultur zurückzufinden, als wäre er nie ins Ausland gegangen. Erwarten Sie nicht von einem Mann, dass er seine Kinder, die bisher Nutznießer des guten amerikanischen Bildungswesens waren, in ein Land zurückbringt, in dem es kaum Schulen gibt.

Ist unser Geld am besten investiert, wenn damit die Ausbildung eines Studenten, sein Visum und vielleicht die Erlangung der US-amerikanischen Staatsbürgerschaft finanziert wird? Sicherlich nur, wenn das unser primäres Ziel ist. Doch wenn unser Ziel darin besteht, einen einheimischen Gläubigen auszubilden, damit er sein Umfeld erreichen kann, ist es weder kosteneffektiv noch bildungsmäßig angemessen, ihn aus seiner Kultur zu reißen und in dem materialistisch geprägten Umfeld des Westens auszubilden und ihm die westliche Lebensweise beizubringen. Kein Wunder also, dass dem Dekan einer führenden Bibelschule zufolge 80 Prozent der Personen, die hierher zum Studium kommen, nie in ihr Heimatland zurückkehren, um dort zu dienen. Die Wahrscheinlichkeit einer Rückkehr ist z. B. für Betriebswirtschaftsstudenten und Absolventen anderer Studiengänge höher, wenn der Arbeitsmarkt ihrer Heimat ihnen Arbeitsplätze bietet. Doch die Anzahl derer, die bleiben, ist immer noch sehr hoch.

Ich habe Kurzzeit-Studienprogramme kennengelernt, die sehr erfolgreich sind. Studiengänge in manchen Fachbereichen (beispielsweise in der Wirtschaft oder Medizin) werden nur in Ländern der sogenannten Ersten Welt angeboten. Programme, die sich über ein Semester erstrecken oder kürzer sind, haben eine hohe Rückkehrrate. Je länger jemand im Ausland studiert, umso unwahrscheinlicher ist seine Rückkehr in die Heimat. Hier gibt es einen direkten Zusammenhang.

Das heißt nicht, dass wir niemanden aus- oder weiterbilden sollten. Wir verfügen über gute Schulen und Ausbildungsstätten und haben viel weiterzugeben. Welche Optionen haben wir also? Wenn wir die Leute nicht zu uns holen, was dann?

Sollen wir traditionelle Bibelschulen in ihrer Heimatkultur aufbauen und unterstützen? Diese Ausbildungsstätten sind Einrichtungen, die die Studierenden aus dem Umfeld, aus dem sie kommen, herauslösen. Die Betroffenen leben, essen und lernen in der Institution. Nach einigen Jahren machen sie ihren Abschluss und gehen zurück in ihr früheres Umfeld, um dort zu dienen. Das ist schon viel besser, als jemanden weit weg nach Amerika zu bringen. Ohne Frage ist das ein Schritt in die richtige Richtung.

Traditionelle Bibelschulen sind gut, und es gibt viele internationale Organisationen, die eine gute Arbeit leisten und Einheimische in ihrer Heimat – oder zumindest in benachbarten Regionen – ausbilden. Viele dieser Bibelschulen brauchen Lehrende aus dem Ausland. Diese Einrichtungen bieten eine gute Möglichkeit, Einheimische zu lehren und dafür zu sorgen, dass sie in ihrer eigenen Kultur verbleiben oder dort leben, wo der kulturelle Unterschied zu ihrer gewohnten Umgebung gering ist. Viele dieser Schulen sind unserer Unterstützung wert – sei es, dass wir sie von der Lehre und Ausbildung her unterstützen oder entsprechende Hilfsmittel bereitstellen.

Doch gibt es einen noch besseren Weg?

Ich denke nicht, dass das herkömmliche Modell für alle Kulturen das Beste ist. Dafür gibt es einige Gründe. Einerseits ist es ein recht junges kulturelles Produkt des Westens. Andererseits ist es oft der Fall, dass das Lernen in solch einem Umfeld fernab von jeder kulturell relevanten Anwendung stattfindet.

Die neue Art der Ausbildung

In den letzten Jahren ist ein neues Modell der biblischen Ausbildung entstanden, das ich unter vielen Gesichtspunkten für besser halte als die klassischen Bibelschulen und -seminare. Es ermöglicht den Studierenden nicht nur, in ihrer eigenen Kultur, sondern auch im Dienst in ihrem eigenen Dorf zu bleiben. Anstatt Menschen für

mehrere Jahre aus ihrem örtlichen Dienst herauszulösen, ihre Köpfe mit Wissen anzufüllen und sie dann zurückzusenden, ist dieses Modell darauf bedacht, sie im Dienst zu halten. Alles, was sie lernen, sollen sie vor Ort anwenden, um wieder andere zu fördern.

Es gibt verschiedene Ansätze, die sich in der Praxis bewährt haben – einer davon nennt sich das »Periodische Modell«. In diesem Modell wird das Jahr in drei Zeitabschnitte (Perioden) geteilt; jeder Abschnitt umfasst vier Monate. In jedem dieser Abschnitte verlassen die Studierenden ihren Heimatort nur für einen Monat, in dem ihnen solide biblische Lehre vermittelt wird. Dann kehren sie für die restliche Zeit nach Hause zurück und engagieren sich weiter im Dienst ihrer Heimatgemeinde. Es wird von ihnen erwartet, dass sie in dieser Zeit etwa zwölf Glaubensgeschwistern das vermitteln, was sie eben selbst gehört haben. Wenn der nächste Abschnitt beginnt und sie die Gemeinde wieder für einen Monat verlassen, können jene, die sie gerade unterrichtet haben, ihren Teil im Dienst übernehmen.

Jeder, der schon einmal die Aufgabe hatte, etwas zu lehren, weiß, dass dies der beste Weg ist, um selbst zu lernen. Außerdem ist die ständige Anwendung gewährleistet; Lernen und Lehren wird zu einem sich gegenseitig befruchtenden Prozess, der bessere Ergebnisse mit sich bringt als traditionelle Ausbildungsmethoden; und schließlich wird das Umfeld innerhalb der kulturell gewachsenen Strukturen erreicht – und das alles zur gleichen Zeit. Diese drei Dinge fehlen weitgehend im klassischen Bibelschulmodell.

Ich weiß mich der fundierten biblischen Lehre verpflichtet. Aus diesem Grund arbeitet unsere Gemeinde mit Einrichtungen zusammen, die dieses »Periodische Modell« praktizieren.

Wie schneidet das Modell im Hinblick auf unsere vier Grundprinzipien ab?

Beziehung: Das Modell bietet die größtmögliche Vielfalt an Beziehungen. Es bringt Frucht im Leben derer, die in den Seminaren »einen Monat hier, drei Monate daheim« studieren. Es bringt

auch Frucht im Leben der Pastoren und Bibellehrer, die wir in diese Einrichtungen senden. Es ist ein wunderbares Vorrecht, mit denjenigen Leuten Zeit zu verbringen, die wir unterrichten und die glaubensvoll vorangehen wollen. Wir Lehrer kommen mit mehr zurück, als wir selbst geben konnten. Das Leben unserer Pastoren und Bibellehrer wird auf diese Weise nachhaltig beeinflusst. Es ist ein solcher Segen, denjenigen zu begegnen, die wir ausbilden, und an ihren Lebensumständen sowie geistlichen Erfahrungen teilzuhaben.

Verantwortlichkeit: Geld kann hier auf nachvollziehbare Art und Weise eingesetzt werden.

Selbstständigkeit und Nachhaltigkeit vor Ort: Diese Lehrmethode befähigt Menschen dazu, andere zu unterrichten und zu ermutigen. Das ist der Same, der die größte Hoffnung auf völlige Nachhaltigkeit vor Ort birgt. Diese Art der Ausbildung kann auch dann noch weitergehen, wenn Ausländer das Land verlassen müssen. Das Modell trägt dazu bei, dass so viel aus den eigenen Reihen kommende Lehre wie möglich vermittelt wird.

Gerechtigkeit: Diese Schulen lösen die Studierenden nicht aus ihrer eigenen Kultur heraus und ermöglichen es ihnen, weiterhin so zu leben, wie sie es gewohnt sind und wie es auch den Lebensverhältnissen der Menschen ihres Umfelds entspricht, denen sie dienen.

*Die Macht der Bücher*⁵⁰

Gute Bücher rüsten die Leser aus und schaffen niemals Abhängigkeit. Eine der besten Hilfsmöglichkeiten besteht darin, gute christliche Bücher Leitern zur Verfügung zu stellen, die vor Ort tätig sind.

50 A. d. H.: Es ist zu beachten, dass hier vor allem Bücher gemeint sind, die auf Englisch verfasst sind. Im deutschsprachigen Bereich kann man diese Möglichkeit z. B. dadurch nutzen, dass man solche Bücher online kauft und dann an geeignete Empfänger verschenkt bzw. verschickt.

Ein befreundeter christlicher Autor gibt seine Bücher zu Tausenden an diejenigen weiter, die als Pastoren und Evangelisten unter Einheimischen arbeiten. Somit hat ein Mann, der keine entsprechende Ausbildung genossen hat, plötzlich Studienunterlagen vor sich, mit denen er mehrere Monate lang arbeiten kann. Wo geschieht etwas Derartiges außerhalb des Leibes Christi?

Sehr oft verstauben Bücher in unseren Wohnzimmerregalen. Doch wenn in einem Entwicklungsland ein Buch zu einem Gläubigen gelangt, der keinen Zugang zu einer Buchhandlung hat, dann wird es immer wieder gelesen. Wenn wir mit Büchern helfen, ist dies weitaus wertvoller, als würden wir Geld überweisen. Es geht um ein Geschenk, das sehr lange erhalten bleibt, wenn wir in Schulen, Bibelseminaren und Gemeinden Bibliotheken aufbauen, die die nächsten Jahrzehnte überdauern und lange genutzt werden können. Der einzelne Gläubige und die ganze Gemeinde werden dann wirklich wachsen.

Kapitel 15

Wasser für eine durstige Welt

*Das Wasser, das ich ihm geben werde, wird in ihm
eine Quelle Wassers werden, das ins ewige Leben quillt.*

JOHANNES 4,14

*Wasser ist die Materie und Matrix des Lebens, Mutter und Medium.
Ohne Wasser gibt es kein Leben.⁵¹*

ALBERT SZENT-GYÖRGYI

Auf der ganzen Welt gehen Menschen täglich bis zu 20, 25 oder sogar über 30 Kilometer, um Wasser zu bekommen. Andere sterben an Ruhr, Cholera oder chronischem Durchfall. In Entwicklungsländern ist Durchfall eine verbreitete Todesursache und weltweit der zweithäufigste Grund für Kindersterblichkeit.

Der Flüssigkeitsverlust, den diese Krankheit mit sich bringt, führt schließlich zu Dehydrierung und dazu, dass der Elektrolyt-haushalt gestört ist. Schätzungen zufolge verursachte Durchfall im Jahr 2009 über 1,1 Millionen Todesfälle bei denen, die fünf Jahre oder älter waren, und über 1,5 Millionen Todesfälle bei Kindern unter fünf Jahren. Fast alle Fälle waren auf verschmutztes Wasser zurückzuführen, das die Betroffenen getrunken hatten. Sie wären also alle zu verhindern gewesen, hätte es nur einen sauberen Brunnen in der Nähe gegeben.

Aus Brunnen quillt das Leben spendende Nass. Es gibt viele Organisationen, die all ihr Know-how einsetzen, um solche Brunnen zu bohren. Viele leisten eine unglaubliche Arbeit – aber gibt

51 <https://www.careelite.de/wasser-zitate-wasserknappheit-sprueche/> (abgerufen am 29. 3. 2021).

es einen noch besseren Weg? Eine bessere Umsetzung? Eine nachhaltigere Lösung?

Ich bin schon am Bohren von Brunnen beteiligt gewesen. Die gebräuchlichste Methode ist, einen Bohrkran zu mieten, den die Mitglieder des Teams in das betreffende Land mitnehmen, bevor sie dort den Brunnen bohren, das entsprechende Fundament gießen und eine Handpumpe einbauen. Unsere Gemeinde hat bereits viele solche Projekte finanziell unterstützt. Allerdings fanden wir später heraus, dass wir die Einheimischen mit den wirklichen Problemen zurückgelassen hatten. Was passiert, wenn die Anlage kaputtgeht? Denn wenn die Pumpen jeden Tag bis zu 16 Stunden benutzt werden, gehen sie irgendwann einmal kaputt. Was dann? Dann müssen die Betroffenen wieder täglich 20 Kilometer weit laufen, und auch das Problem des Durchfalls stellt sich erneut. Wir hatten ihnen einen Fisch gegeben, und sie hatten Nahrung für einen Tag. Ist das nicht gut? Nun ja, irgendwie schon, doch das eigentliche Ziel wurde verfehlt.

Von Fremden finanziert.

Von Fremden gebohrt.

Muss von Fremden repariert werden.

Wird von Einheimischen verwendet, aber sie sehen das Ganze nicht als *ihr* Projekt an.

Gut, doch alles andere als ideal.

Stellen Sie sich ein zerrüttetes Land vor, beispielsweise die neu gegründete Republik Südsudan. Ein unvorstellbar armes Land. Wie könnten die Menschen dort ihr eigenes Vorhaben finanzieren, indem sie die entsprechenden Brunnen bohren, instand halten und das Ganze wirklich als ihr Projekt ansehen? Stellen Sie sich ein Team von Einheimischen vor. Sie ziehen mit ihrem Werkzeug von Ort zu Ort und bohren die Brunnen, die anschließend wirklich der Dorfgemeinschaft gehören. Stellen Sie sich einheimische Arbeiter vor, die von den Dörfern bezahlt werden, um kaputte Pumpen zu reparieren. Das klingt genial! Und jetzt stellen Sie sich noch vor,

dass all dieser Aufwand, Brunnen zu bohren, genutzt wird, wenn es darum geht, all diese Dörfer zu evangelisieren, Gemeinden zu gründen und Schulen aufzubauen. Stellen Sie sich das nur vor ...

Aber Schluss mit den Träumen – all das kann realisiert werden. Die Menschen dort können das schaffen, und unsere finanziellen Gaben können dabei helfen, dass dies überall in Afrika Wirklichkeit wird. Dieser Traum kann nicht nur realisiert werden – er wird auch aktuell im Südsudan umgesetzt.

Hier ist die Geschichte dazu:

Vor einigen Jahren nahm ich an einem Treffen teil, das von mehreren amerikanischen Gemeinden im Südsudan veranstaltet wurde. Führende Persönlichkeiten aus verschiedenen Denominationen des ganzen Landes kamen zusammen, sodass die drängendsten Nöte ihrer Mitmenschen und Pläne zu deren Überwindung durch die Gemeinden besprochen werden konnten.

Als Anliegen wurden von ihnen in der angegebenen Reihenfolge genannt:

Evangelisation. Gemeindegründung. Sauberes Wasser. Bildung für Kinder. Landwirtschaft.

Es war erstaunlich, diese Männer zu beobachten. Sie stammten aus früher verfeindeten Stämmen und acht verschiedenen Denominationen – nun saßen sie zusammen an einem Tisch und planten, in Einheit an einem Projekt zu arbeiten.

Ein sehr begabter und handlungsorientierter Bischof übernahm das Wasserprojekt. Mittlerweile gibt es 300 Brunnen in Gebieten, die vorher keinen Zugang zu sauberem Wasser hatten. Jedes Mal, wenn die Mitglieder der entsprechenden Teams einen neuen Brunnen bohren, zeigen sie den »Jesus«-Film und einige Mitarbeiter erzählen den Dorfbewohnern vom lebendigen Wasser, das Jesus für sie bereithält. Sie bestehen darauf, dass die Bewohner selbst einen Plan ausarbeiten, wie sie durch die Einnahmen für das Wasser Rücklagen für etwaige Reparaturen der Pumpe bilden können.

So weit, so gut (und nachhaltig). Damit die Brunnen gebohrt werden konnten, war das Projekt aber immer noch von der

finanziellen Hilfe aus dem Ausland abhängig, wobei es nur weitergehen konnte, wenn genügend Dollars zur Verfügung standen. Ein weiteres Problem tauchte auf: Der Erfolg des Projekts nährte Eifersucht unter manchen Gemeinden, die sich von der Arbeit ausgeschlossen fühlten. Sie beschwerten sich: »Der Bischof hat das ganze Brunnenprojekt an sich gerissen, und wir können uns gar nicht daran beteiligen.«

Darauf hatte ich keine Antwort. Doch dank der Gnade Gottes war ich gerade mit Don unterwegs, einem sehr begabten und erfahrenen Geschäftsmann und Missionar. Don nahm den besagten Bischof für ein Gespräch zur Seite. Der Bischof hatte großen Respekt gegenüber Don, denn dieser hatte dort auch während der schlimmsten Phase des Krieges⁵² Militärgeistliche ausgebildet, als die Situation äußerst gefährlich war.

Er hörte Don also aufmerksam zu.

»Herr Bischof, Sie leisten eine großartige Arbeit beim Brunnenbauprojekt. Ein örtliches Team, örtliche Finanzierung für Reparaturen. Gut gemacht. Sie retten hier Leben.«

Der Bischof lächelte.

»Wie fänden Sie es, wenn Sie nicht mehr auf finanzielle Unterstützung aus dem Ausland angewiesen wären, um Brunnen zu bohren? Wie wäre es, wenn es eine einheimische Finanzierung gäbe, sodass die Südsudanesen – Sie eingeschlossen – nicht auf das Geld des weißen Mannes warten müssten?«

»Wenn das möglich wäre, dann wäre es das Beste«, antwortete der Bischof.

»Was ist das Land rund um die Dörfer wert, bevor Sie dort einen Brunnen bohren?«, fragte Don.

»Land ist das Einzige, was es im Südsudan derzeit im Überfluss gibt«, lachte der Bischof. »Es ist kaum etwas wert.«

»Wenn es nicht viel wert ist, fragt man sich: Wird der Dorfälteste damit einverstanden sein, ein paar Parzellen nahe des

52 A. d. H.: Damit ist der zweite Bürgerkrieg gemeint, der von 1983 bis 2005 zwischen der Zentralregierung des Sudans und dem Südsudan tobte.

zukünftigen Brunnens an Ihr Team abzutreten?«, fuhr Don fort. »Das wäre eine Form der Bezahlung für den Brunnen. Würde er da zustimmen?«

»Sicherlich, der Brunnen ist weitaus mehr wert als ein Stück Land!« Der Bischof konnte Dons Argumentation mühelos folgen.

»Sie bekommen also zwei Landparzellen. Dann bohren Sie den Brunnen direkt neben einer davon. Wenn man sich dieses Stück Land ansieht – was wird wohl mit dessen Wert passieren?«, fragte Don.

»Durch die Nähe zum sauberen Wasser wird es sofort sehr viel wert sein.« Das Gesicht des Bischofs erhellte sich.

»Wenn Sie dieses Land verkaufen, könnten Sie den nächsten Brunnen finanzieren, den Sie bohren wollen.«

»Ja, das würde klappen – eine brillante Idee.« Das Grinsen des Bischofs war immer breiter geworden.

»Wie gut, dass sie Ihnen eingefallen ist«, fügte Don hinzu.

Der Bischof schmunzelte. »Aber was ist mit dem anderen Stück Land neben dem Brunnen?«

»Welche Prioritäten wurden denn bei dem Treffen festgelegt, als führende Christen aus dem ganzen Südsudan zusammenkamen?«

Nach kurzem Überlegen antwortete er: »Gemeindebau und Schulgründungen.«

»Schafft es Ihre Denomination allein, so viele Gemeinden zu gründen, wie Sie Brunnen bohren?«

»Nein, da können wir nicht mithalten. Die Gemeinschaft unserer Gläubigen ist zu klein. Doch wir könnten all die anderen Denominationen einladen, sich zu beteiligen. Sie könnten entscheiden, neben welchem Brunnen sie jeweils ein Gemeindehaus bauen wollen. Wenn wir zusammenarbeiten, schaffen wir das.«

Während er das sagte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

»Dann werden sie auch nicht mehr eifersüchtig sein. Wir wären alle ein Teil dieses Projekts. Und wenn das Gemeindehaus gebaut ist, kann es während der Woche als Schulgebäude dienen.«

Der Bischof strahlte. Hoffnung und Freude erfüllten ihn, als er erkannte, dass die Ziele, die sie sich Jahre zuvor gesetzt hatten, wirklich umsetzbar waren – egal, ob der Westen sie mit finanziellen Gaben unterstützte oder nicht. Der Gemeinde Christi vor Ort konnte die Ideen umsetzen und das Ziel gemeinsam verwirklichen.

Kapitel 16

Medizinische Missionsarbeit

Die Kraft, ganze Dorfgemeinschaften zu heilen

*Bald nimmt, bald gibt die Heilkunst Gesundheit.*⁵³

OVID

Ich war krank, und ihr besuchtet mich.

MATTHÄUS 25,36

Als ich 23 Jahre alt war, schafften es mein Bruder und ich auf erstaunliche Weise, in Tibet einzureisen, während dies anderen Ausländern verwehrt war. So viele fremde Gerüche. So viele ungewohnte Anblicke. Ein Bild dieser Reise brannte sich besonders in meine Netzhaut ein: der Anblick von Kindern und jungen Erwachsenen, die auf den Straßen bettelten. Viele von ihnen hatten eine Hasenscharte oder einen Wolfsrachen – eine Fehlbildung, die im Westen so einfach zu operieren wäre. Doch hier war sie für die Kinder eine ungeheuer große Belastung – sie blieben krank, waren unterernährt und wurden von der Gesellschaft verstoßen. Es war in meinen Augen ein Ausdruck großer Ungerechtigkeit, es dabei zu belassen.

53 *Des P. Ovidius Naso Klaggesänge in fünf Büchern* (auch als *Trauerlieder des Ovid* [Publius Ovidius Naso] oder als *Tristia* bezeichnet), übersetzt von Nikolaus Gottfried Eichhoff, Frankfurt am Main: bei Johann Christian Hermann, 1803, Zweites Buch, S. 70. Das Zitat wurde an heute geltende orthografische Regeln angeglichen. Eine digitalisierte Fassung findet sich auf folgender Website:
https://reader.digitale-sammlungen.de//de/fs1/object/display/bsb10242303_00005.html (abgerufen am 29. 3. 2021).

Heute gibt es einen Zusammenschluss von Ärzten, die nichts anderes tun, als in die ärmsten Regionen der Welt zu reisen und dort den Kindern, die mit einer Hasenscharte oder einem Wolfsrachen geboren wurden, wieder ein Lächeln auf die Lippen zu zaubern. Eine einfache Operation ermöglicht einem solchen Kind ein Leben als »normaler«, gesunder Mensch. Oft dauert die OP nicht länger als 40 Minuten, doch die Veränderung wirkt ein Leben lang.

Ist das nicht ein großartiges Geschenk?

Viele junge Leute, die Medizin studieren wollen, gehen daran, ihr Vorhaben mit einer gehörigen Portion Idealismus zu verwirklichen: »Ich will Arzt werden, um Menschen zu helfen.« Doch wie in vielen anderen Berufen schleicht sich der Zynismus manchmal schon während der Ausbildung ein und macht den Dienst zu einem Geschäft. Ein Geschäft, das so viel Profit und so wenig Gerichtsprozesse wie möglich nach sich ziehen soll. Ich habe mit vielen erschöpften Ärzten gesprochen, die sich nach den hohen ethischen Maßstäben und dem Idealismus ihrer Ausbildungszeit zurücksehnen.

Diese Maßstäbe und diesen Idealismus können sie wiederfinden – doch dazu müssen sie einen Glaubensschritt machen.

Viele wagten diesen Glaubensschritt und erlebten, wie sie ihre medizinische Begabung und ihr Fachwissen bestmöglich einsetzen konnten, nachdem sie in die ärmsten oder vom Krieg erschütterten Regionen aufgebrochen waren, um denen zu helfen, die sich selbst nicht helfen können. Sie haben ein Leben nach dem anderen gerettet und tun das noch heute. Leben, das schnell wieder zu Ende gewesen wäre, hätte eine Ärztin oder ein Krankenpfleger nicht diesen Glaubensschritt gemacht. Wie wunderbar, ein »Dankeschön« nach dem anderen zu hören – in einer Sprache, die das Wort für »Gerichtsprozess« gar nicht kennt. Stellen Sie sich nur vor, wie schön es ist, etwas bewirken zu können, was wirklich und nachhaltig eine Veränderung an einem Ort mit sich bringt, der genau diese Veränderung braucht!

Doch wie bei allen anderen Missionsvorhaben sollte auch hier das Bestreben sein, den langfristigen Nutzen unserer Mühe so hoch wie möglich zu halten. Gleichzeitig sollten wir alles in unserem Vermögen Stehende tun, um mögliche Nachteile oder Probleme unserer Präsenz im Land zu minimieren.

»Nachteile?« Welcher Schaden könnte daraus entstehen, wenn Ärzte Menschen in Not helfen?

Lassen Sie mich eine kurze Geschichte zur Illustration erzählen.

Nach dem Erdbeben in Haiti kamen scharenweise westliche Ärzte, Krankenpfleger und Krankenschwestern mit guten Absichten ins Land, um den Betroffenen zu helfen – Dank sei Gott. Doch es gab einige ziemlich negative Auswirkungen, weil die westlichen Helfer die örtliche Situation nicht wirklich verstanden. Dadurch wurden fast alle einheimischen Ärzte, Krankenpfleger und Krankenschwestern arbeitslos.

Wie konnte das passieren? Ganz einfach – da so viele medizinische Fachkräfte »gratis« ins Land kamen, war niemand mehr bereit dazu, jene zu bezahlen, die immer schon im Gesundheitswesen von Haiti gearbeitet hatten und ihr Geld ehrlich damit verdienten. Diese qualifizierten Männer und Frauen verloren ihre Patienten, wobei viele von ihnen schließlich ihre eigenen Familien nicht mehr ernähren konnten. Das ist durchaus tragisch, denn es waren diese Männer und Frauen, die die eigentlichen Helden der Krise hätten sein sollen.

Was hätte man also anders machen können? Nun, es gab einige (wenige) Organisationen, die wussten, dass ein solches Szenario möglich war. Sie stellten daher diese Einheimischen an, damit diese ihre Ärzte-Teams leiten konnten. Die einheimischen Ärzte halfen als Experten vor Ort, sodass die ausländischen Teams imstande waren, gute Arbeit zu leisten.

Ein guter Freund erzählte die entmutigende Geschichte von den Angehörigen eines Ärzte-Teams, das nach Haiti kam, um zu helfen. Sie hatten keine Kontakte vor Ort und dachten, sie könn-

ten diese nach ihrer Ankunft knüpfen. Unglücklicherweise fanden sie keine Unterkunft, und einige aus dem Team wurden überfallen, und ein Großteil des medizinischen Bedarfsmaterials wurde gestohlen. Dazu kam, dass zwei Krankenschwestern vergewaltigt wurden. Statt wie vorgesehen effektiv helfen zu können, durchlebten sie einen Albtraum.

Diese Geschichten bringen uns wieder zu den vier Prinzipien: Beziehung, Überprüfbarkeit, Nachhaltigkeit und Gerechtigkeit. Wie können wir sie im Bereich der medizinischen Hilfe anwenden?

Beziehung/Überprüfbarkeit

Die besten Ärzte-Teams, die ich kennengelernt habe, nutzen ihren Einsatz nicht dazu, um sich selbst in Szene zu setzen. Sie repräsentieren vielmehr die einheimischen Gemeinden und die medizinische Versorgung vor Ort. Nicht die Ärzte, die aus den USA oder anderen westlichen Ländern kommen, sind die Helden, sondern die einheimischen Ärzte und Gemeinden. Die einheimischen Christen werden Helden, wenn die Gemeinden vor Ort zusammenarbeiten und vor unserer Ankunft die Grundlage legen, indem sie den medizinischen Einsatz ankündigen. Ihnen wird die Planung im Blick darauf übertragen, wie sie das Evangelium unter den Leuten verbreiten, die auf die Behandlung warten. Sie werden die Helden, wenn die örtlichen Gemeinden Evangelisten aussenden, die die Botschaft von Jesus unter den Patienten verkündigen. Die örtlichen Gemeinden können Chöre ausbilden und hinschicken oder Gruppen anleiten, die Anspiele aufführen. Dann werden die Menschen nicht nur medizinisch versorgt. Und die Gemeinden vor Ort werden ermutigt, aktiv zu werden. Gebetsteams von verschiedenen Gemeinden können für die Kranken beten, die auf eine Behandlung warten. Ein Mitarbeiter unseres Teams erlebte, wie eine todkranke Schamanin durch ein Wunder geheilt wurde, weil eine Gruppe von Ein-

heimischen sich um sie versammelte und für sie betete. Diese ehemalige Schamanin kennt Jesus heute persönlich.

Schränken Sie sich also nicht selbst durch einen »medizinischen Tunnelblick« ein. Erkennen Sie, dass Beziehungen das eigentliche Ziel sind und dass die medizinische Hilfe ein Mittel dazu ist, wahre und lebendige Beziehungen zu fördern.

Arbeiten Sie außerdem so viel wie möglich mit den einheimischen Ärzten zusammen, die so viel geben und gleichzeitig lernen können. Dadurch, dass unsere westlichen Teams die Ärzte vor Ort ausschließen, tragen sie keineswegs zu guten Beziehungen zwischen sich und allen Einheimischen bei. Wir sollten die Ärzte vor Ort vielmehr fördern. Wir sollten ihnen zur Seite stehen und sie zu Helden machen. Statten wir sie mit neuen Fähigkeiten aus, denn wenn wir das Land verlassen, sind sie diejenigen, die bleiben. Nachdem wir da waren, sollten sie besser zum Dienst ausgerüstet sein als vor unserem Aufenthalt. Und ganz sicher sollten wir ihnen niemals ihre Arbeit wegnehmen.

Eigenständigkeit und Nachhaltigkeit vor Ort

Ein Leben ist es immer wert, gerettet zu werden. Ärzte verstehen sich bestens darauf, Leben zu retten, indem sie Medikamente zur Verfügung stellen und schwierige Operationen ausführen. Doch die präventive Medizin kann das Leben Tausender weiterer Menschen retten – und ist damit durch und durch nachhaltig. Dan, der zu meinem engeren Freundeskreis gehört, hat sich daran beteiligt, ein Überlebensprogramm für Kinder in Ruanda und Burundi aufzubauen, dessen Arbeitsweise folgendermaßen aussieht: Die Gemeinde eines Dorfes oder eines größeren Ortes wählt einen Gesundheitsbeauftragten, der ein Jahr lang mehrere Fortbildungen besucht. Die meisten Todesfälle unter Kindern in diesem Gebiet gehen auf Krankheiten wie Durchfall zurück, denen durchaus vorgebeugt werden kann und die sich ohne großen

Aufwand behandeln lassen. Diese Gesundheitsbeauftragten lernen, wie man mit ihnen umgeht. Das beinhaltet u. a. Kenntnisse darüber, wie wichtig sauberes Wasser und ordentlich gewaschenes Geschirr, Malaria-Diagnose und -Vorbeugung sind. Dazu gehören auch Aids-Kenntnisse und Informationen darüber, wie man andere Krankheiten behandelt, die vor Ort häufig auftreten. Ausgebildete Gesundheitshelferinnen gehen dann in ihre Dörfer zurück, geben das Gelernte an die Frauen in der Gemeinde weiter, die wiederum ihre Nachbarinnen unterrichten. In den betreffenden Gebieten sank die Kindersterblichkeitsrate innerhalb von zwölf Monaten um die Hälfte (bezogen auf den Wert des Vorjahres). Die Gesundheitshelferinnen werden in den Dorfgemeinschaften sehr respektiert, und eine der Frauen erzählte mir lächelnd, dass sie auch von ihrem Ehemann geachtet werde. »Er ist so stolz auf mich. All die anderen Frauen suchen Rat bei mir, und ich habe nun eine größere Aufgabe in meiner Gemeinde und im Dorf.«

Es werden mehr Menschenleben durch diese Fortbildungen und deren praktische Umsetzung vor Ort gerettet, als dies durch Operationen und moderne Medikamente je der Fall ist. Manche Ärzte-Teams nutzen mittlerweile ihre ganze Zeit für diese Projekte.

Sind Sie Arzt oder Krankenschwester? Dann gehen Sie selbst!

Sind Sie Pastor oder Missionar? Dann motivieren Sie die im medizinischen Bereich Tätigen in Ihrer Gemeinde, Zeit, Gaben und Talente zu investieren. Das ist Geben mit Weisheit.

Kapitel 17

Gaben zu Hause einsetzen

Müssen wir unser Gottesbild zurechtrücken?

*Er hebt den Geringen aus dem Staub empor,
aus dem Schmutz erhöht er den Armen,
um ihn sitzen zu lassen bei Edlen, bei den Edlen seines Volkes.⁵⁴*

PSALM 113,7-8 (RELB)

*Seid nicht gleichförmig dieser Welt,
sondern werdet verwandelt durch die Erneuerung eures Sinnes ...*

PAULUS IN RÖMER 12,2

Unser Geben sollte zwei miteinander verknüpfte Ziele verfolgen:

1. Die Barmherzigkeit unseres Herrn Jesus Christus verkörpern.
2. Der Not leidenden Person wirklich helfen.

Wenn unsere Gaben nicht dazu beitragen, einer Person zu helfen und ihre größten Nöte zu lindern, wird dann dadurch die Barmherzigkeit Christi verkörpert? Wie können wir unser Geld dafür einsetzen, den grundlegendsten Nöte der Menschen in unserem Umfeld zu begegnen? Wir müssen neu definieren, was es heißt, barmherzig zu sein.

⁵⁴ Hier zitiert nach: <https://www.bibleserver.com/ELB/Psalm113%2C7-8> (abgerufen am 29. 3. 2021).

Wenn aber ein Bruder oder eine Schwester nackt ist und der täglichen Nahrung entbehrt, jemand von euch spricht aber zu ihnen: Geht hin in Frieden, wärmt euch und sättigt euch!, ihr gebt ihnen aber nicht das für den Leib Notwendige – was nützt es? (Jak 2,15-16).

Wenn wir in solchen Umständen nicht angemessen reagieren, wie wird dann das Mitleid Christi sichtbar? Gar nicht, sagt Jakobus. Wir müssen den Nöten in unserem Umfeld begegnen. Aber wie?

Wir als einzelne Christen – und das gilt auch für die meisten Gemeinden – haben uns den Ruf erworben, sehr mitfühlend zu sein. Das ist gut, doch geht damit auch der Ruf einher, dass wir leicht ausgenutzt werden können. Gemeinden im ganzen Land sehen sich mit Bittstellern eines neuen Schlags konfrontiert – mit Menschen, die es gelernt haben, Großzügigkeit auszunutzen, die unbesehen gibt.

Hier ein typisches Szenario:

Ein Mann kommt im Büro der Gemeinde vorbei. Sein schäbiges Aussehen und sein Auftreten verraten rasch, dass er schon bessere Zeiten gesehen hat. »Hey«, sagt er, »ich habe ein großes Problem. Ich habe mich gefragt, ob es eine Möglichkeit gibt, dass mir Ihre Gemeinde hilft.«

»Vielleicht können wir helfen. Worum geht es?«

»Nun, meine Frau, die Kinder und ich haben echte Probleme. Ich habe meine Arbeit verloren und befinde mich in Schwierigkeiten. Viel davon ist meine eigene Schuld. Wir sind hier vor einigen Jahren hergezogen und haben unser Leben neu aufgebaut, und jetzt ist alles zerbrochen. Ich habe meinen ehemaligen Arbeitgeber in meiner Heimatstadt angerufen, und er wäre bereit, mich wieder einzustellen. Das einzige Problem ist, dass ich keinen Benzin mehr und nicht genug Geld habe, um dorthin zu kommen. Wenn ich nur genug für eine Tankfüllung bekommen würde, wäre ich unglaublich dankbar.«

Was nun? Nein zu sagen, scheint grausam und herzlos zu sein und dem zu widersprechen, was Jakobus schreibt. Doch ihm 50 Dollar zu geben und ihn loszuschicken, wenn seine Geschichte ein Betrugsversuch sein könnte, scheint nur allzu naiv zu sein.

Manche meinen: »Geben Sie ihm einfach das Geld. Gott wird den Mann für seine Taten richten, so wie er von uns Rechenschaft fordern wird, warum wir gegeben oder zurückgehalten haben.«

Ich meine, ihm das Geld zu geben und ihn seiner Wege gehen zu lassen, entspräche nicht der Barmherzigkeit, die hier gefragt ist. Es ist natürlich die einfachste Lösung. Doch wahres Mitgefühl ist selten so einfach, wie jemandem Bargeld zu überreichen und es dabei bewenden zu lassen.

Nehmen wir an, der Mann lügt, wie es sich leider bei den meisten solcher Geschichten herausstellt. Ist es barmherzig, eine Lüge damit zu belohnen, ihm einen Geldschein in die Hand zu drücken? Oder wäre es mitfühlend, ihn mit seiner Lüge zu konfrontieren und dann alle Gemeinden der Gegend vorzuwarnen, um sicherzustellen, dass er mit seiner erfundenen Geschichte nirgends durchkommt? Wenn man jemanden auf dem Weg der Lüge nicht aufhält und ihm auch noch Geld gibt, trägt man dazu bei, dass er den Weg des Verderbens beschreitet. Es ist eine ernste Sünde gegen den Betroffenen. Kann man das zu Recht noch Mitgefühl nennen?

Dazu kommt: Es ist wohl kaum Ausdruck des Mitfühls, einen Mann, der fähig ist zu arbeiten – in einem Land, in dem es Arbeit gibt –, dazu zu ermutigen, wie ein Bettler zu leben und andere auszunutzen.

Das Ziel allen Mitfühls sollte Wiederherstellung sein. Wahres Mitgefühl wünscht niemandem ein Leben voller Lüge, Betrug und Untätigkeit. Nur Hass wünscht jemandem solche Untugenden. Wollen wir also dazu beitragen, dass eine andere Person dem Abgrund entgegengeht? Wenn wir solche Hilfe suchenden Menschen weiter auf den Pfad des Verderbens drängen, sind wir ganz und gar nicht mitleidig. Im Akt des Gebens *fühlen* wir uns nur

barmherzig – doch Mitleid zu fühlen oder zu *zeigen*, sind zweierlei. Gott ruft uns zu beidem auf.

Der Weg des Mitgefühls ist nicht einfach. Der einfache Weg ist es, den Betroffenen etwas Geld zuzustecken und zu hoffen, dass sie das Beste daraus machen. Der Weg des Mitgefühls ist jener, der sicherstellt, dass sie wirklich das Beste bekommen. Auch im geistlichen Sinn.

Sehen Sie sich die Geschichte vom barmherzigen Samariter in Lukas 10 an. Er ging nicht den einfachen Weg. Sobald der Samariter den verletzten Mann sah, »wurde er innerlich bewegt«, wie es in der Bibel heißt. Wir wissen, dass dies wahres Mitgefühl war – denn er handelte danach. »Er trat hinzu und verband seine Wunden und goss Öl und Wein darauf.« Das erforderte Zeit und Aufwand. Dieser Mann opferte einen Teil seiner Zeit und seines Besitzes und ging tatkräftig ans Werk, weil er mit einer Not konfrontiert war.

Stellen Sie sich vor, der Samariter hätte die große Not gesehen – ein übel zugerichteter Mann am Wegesrand, der dort ohne fremde Hilfe sterben würde –, und in der Schrift hätte es geheißen: »Er wurde innerlich bewegt, da nahm er einige Münzen und legte sie neben den Verwundeten auf den Weg.«

Wir müssen zunächst erkennen, dass jene, die Hilfe bei der Gemeinde suchen, meist jene sind, die geschlagen und verwundet im Straßengraben liegen. Es stimmt, dass sie möglicherweise um Geld bitten. Doch ihre Probleme lassen sich nicht so einfach lösen. Wenn sie wirklich in finanziellen Nöten stecken, ist ihre wahre Not trotzdem meist noch größer und lässt sich nicht einfach mit Geld aus der Welt schaffen. Wenn es der Betrugsversuch eines Lügners ist, der darauf bedacht ist, die Gemeinde auszunutzen, wie viel tiefer muss die Not des Betroffenen dann gehen? Doch egal, ob wir auf die Worte eines Lügners oder eines ehrlichen Menschen reagieren – wenn wir nur mit Bargeld antworten, zeigen wir kein wahres Mitgefühl.

Aber ein gewisser Samariter, der auf der Reise war, kam zu ihm hin; und als er ihn sah, wurde er innerlich bewegt; und er trat hinzu und verband seine Wunden und goss Öl und Wein darauf; und er setzte ihn auf sein eigenes Tier und führte ihn in eine Herberge und trug Sorge für ihn. Und am folgenden Tag zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirt und sprach: Trage Sorge für ihn; und was irgend du noch dazu verwenden wirst, werde ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Wer von diesen dreien⁵⁵, meinst du, ist der Nächste gewesen von dem, der unter die Räuber gefallen war? Er aber sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Jesus aber sprach zu ihm: Geh hin und tu du ebenso (Lk 10,33-37).

Dieser Samariter tat, was er konnte, denn er bezahlte jemanden, der besser ausgestattet war als er selbst, um dem Verwundeten zu helfen. Der Held der Geschichte opferte seine Zeit, sein Geld und andere Ressourcen, doch interessanterweise gab er dem Opfer selbst kein Geld. Das heißt nicht, dass es falsch gewesen wäre. Doch wahres Mitgefühl – gottgemäße Barmherzigkeit – kann zum Ausdruck kommen, ohne dem Notleidenden einen einzigen Cent zu geben. Dieses Handeln spricht komplett gegen unser heutiges Verständnis von praktischer Hilfe. Barmherziges Geben ist so viel mehr, als einen Scheck auszuschreiben oder dem Betroffenen etwas Geld in die Hand zu drücken.

Es ist Gottes Wille, dass sich die Angehörigen seines Volkes aktiv im Dienst für ihn engagieren, damit Menschen aus ihrer Not herausgerissen und umgestaltet werden. Die Menschen werden nicht nachhaltig durch Bargeld verändert. Erst dann, wenn wir wirklich aktiv mitarbeiten, wird *unser eigenes* Leben verändert. Es ist wie der Unterschied zwischen jenen, die brav bezahlen, um das Endspiel von der allerletzten Reihe aus zu beobachten, und denen, die als Mitglieder der Nationalmeisterschaft auf dem Feld spielen.

55 A. d. H.: Gemeint sind neben dem Samariter der Priester und der Levit, die vor ihm an dem Verletzten vorübergegangen waren, ohne zu helfen.

Jene in der allerletzten Reihe haben nicht den nötigen Schliff, die Ausbildung und das Training erhalten, wie dies bei den Spielern der Fall ist. Gott ruft uns gleichsam dazu auf, als Aktive zu spielen und nicht bloß Tickets zu kaufen. Wenn wir uns dann auf dem Feld einsetzen, werden wir in das Bild Jesu umgestaltet.

Wir müssen uns selbst einbringen und dürfen nicht nur unser Geld einsetzen, wenn es darum geht, Probleme zu lösen. Es stimmt natürlich, dass unser Geld Teil unseres Engagements ist, doch wenn wir uns selbst einbringen, beinhaltet das automatisch unser Geld. Es stimmt aber auch gleichermaßen, dass wir den Fehler machen können, unsere aktive Mitarbeit durch unser Geld zu ersetzen. So lassen wir es nicht zu, dass Gott uns verändern kann. Gott ruft uns von den Zuschauerrängen auf das Spielfeld. Er möchte nicht, dass wir einfach nur ein Ticket kaufen und anderen zusehen.

Das Ziel des Samariters war die Wiederherstellung des anderen. Durch die Not des Verwundeten innerlich bewegt, sorgte er nicht für ihn, um ihn dann im Straßengraben liegen zu lassen, sondern er holte ihn von dort weg und tat alles, damit er wieder gesund wurde. Das bedeutete natürlich, dass die Nöte und die Bedürfnisse des Verwundeten für eine Weile im Mittelpunkt standen, doch sie waren niemals das eigentliche Ziel. Das Ziel war dessen Wiederherstellung.

Alle Gemeinden sollten einen Plan zur Wiederherstellung haben. Sie brauchen Menschen, die in der Lage sind, Lebensberatung anzubieten. Sie brauchen Menschen, die Familien für einige Zeit aufnehmen und ihnen helfen können, wieder auf eigenen Füßen zu stehen. Dann werden auch andere gebraucht, die imstande sind, die wahren Nöte von den Lügen zu unterscheiden, damit nicht dem Betrug Vorschub geleistet wird.

Wenn ein Mensch im Straßengraben bleiben und dort am Leben erhalten werden will, dann sind die staatlichen Stellen dafür die richtigen Ansprechpartner. Aber der Gemeinde sollte es darum gehen, dass das Leben des Betroffenen umgestaltet und wiederhergestellt wird.

Wenn es eine Familie gibt, der die Gemeinde immer wieder aus einer finanziellen Notlage helfen muss, dann sollte die Gemeinde mehr tun. Geld kann der Faktor sein, der eine solche Abhängigkeit verstärkt. Wir sollten einem Mann, der es bisher unterlassen hat, seine Familie zu ernähren, genau das beibringen. Wenn er eine solche Hilfe ablehnt, sollte er auch nicht mit finanzieller Unterstützung belohnt werden.

Angenommen, es gibt jemanden, der geistig behindert ist, oder Witwen, die nicht arbeiten können. Paulus sagt, dass solche Menschen auf unserer Liste stehen sollten. Doch über diejenigen, denen Arbeit vom Alter her zuzumuten ist und die dazu imstande sind, sagt Paulus mit anderen Worten: »Motiviert sie zur Arbeit. Ermöglicht ihnen zu verstehen, was es heißt, im Bild Gottes geschaffen zu sein. So werden sie die Würde erlangen, die man nur erlangen kann, wenn man arbeitet und für die eigenen Bedürfnisse aufkommt.« (Siehe dazu 2Thes 3,6-15.)

Sich selbst finanziell unterstützen

Warum klingt das so seltsam?

Nun, laut Definition ist das Geben auf *andere* ausgerichtet, nicht auf uns selbst. Sich selbst zu unterstützen, ist doch gar kein Geben, oder?

Jenni hatte einen Traum. Sie wollte nach Russland reisen, um dort zu leben und in einem Waisenhaus zu dienen. Sie hatte im Sommer bereits ein paar Wochen dort verbracht und war fest entschlossen, dorthin zurückzugehen und die Kinder mit Jesu Liebe zu erreichen.

Dabei entschied sie sich für eine Finanzierungsmethode, die in der heutigen Missionsarbeit ganz und gar unüblich ist. Sie reiste erst nach Alaska, wo sie hart arbeitete, um genug Unterhalt für ein Jahr in Russland zu verdienen. Sie arbeitete unter unglaublichen Bedingungen, die kein bequemer Amerikaner je ertragen hätte.

Ihre Arbeitskollegen waren hauptsächlich Filipinos. Die anderen Amerikaner kündigten nach ein paar Tagen oder Wochen – die Arbeit war zu hart für sie. Doch Jenni hielt durch und sparte das Geld, das sie in einem Fischverarbeitungsbetrieb verdiente. Gott gebrauchte sie auf wunderbare Weise, als sie mit den Filipinos während der gemeinsamen Arbeit ins Gespräch kam. Sie standen Seite an Seite, wobei die tägliche Arbeitszeit extrem lang war.

Dann tat sie etwas unglaublich Eigennütziges: Sie gab das ganze Geld für ihren eigenen Traum aus. Sie finanzierte damit ihre Reise und ihren Aufenthalt in Russland, um dort ein Jahr im Waisenhaus zu arbeiten.

»Aber Moment mal!« Ich kann Ihre Einwände hören. »Das ist doch gar nicht eigennützig!« Da haben Sie recht!

Oftmals besteht der großzügigste Weg, unser Geld einzusetzen, darin, das zu tun und finanziell zu ermöglichen, wofür Gott uns geschaffen und begabt hat. Aus Erfahrung weiß ich aber, dass sich viele schuldig fühlen, wenn sie genau das tun. Es scheint kein wirkliches Geben zu sein, solange unser Geld nicht der Gemeinde bzw. der Mission gespendet wird oder zu Notleidenden gelangt. Doch wer ist denn die Gemeinde? Wenn Sie gläubig sind, gehören Sie auf jeden Fall dazu, und Gott als Ihr Schöpfer hat Ihnen die Bestimmung zgedacht, zu den Bedürftigen zu gehen.

Wodurch entsteht mehr Gutes für Gottes Reich?

1. Sie spenden fünf Dollar für ein Projekt, das sich um Obdachlose in Ihrer Stadt kümmert.
2. Sie nehmen die fünf Dollar, um mit dem Bus ins Stadtzentrum zu fahren, wo Sie den restlichen Tag mit Obdachlosen verbringen, ihnen zuhören und ihnen die Liebe zeigen, die sie bisher nie kennengelernt haben.

Am vergangenen Wochenende nahmen meine Frau und ich unsere Kinder und deren Freunde mit in die Stadt zu einer Einrichtung, die nicht nur Essen an die Obdachlosen ausgibt, sondern auch

Leute wie mich einbezieht, um diese liebenswürdigen Menschen in Beziehung zu den Helfern zu bringen. Meine Frau, mein Sohn und ich sprachen eineinhalb Stunden mit zwei Männern – mit Kevin, der jede Nacht unter der Glisan Street Bridge schläft, und Jason, der in seinem Auto wohnt. Wir stellten einfach Fragen und hörten zu. Raten Sie mal, wer am Sonntag darauf etwa 40 Kilometer entfernt in unserer Gemeinde auftauchte! Und sie kamen nicht, um etwas zu erbitten. Sie wollten nur dorthin gehen, wo sie bedingungslos angenommen wurden. Beziehungen sind der Anfang wahrer Veränderung. Meine Familie und ich nahmen uns die Freiheit und gaben sechs Dollar für den Benzin aus – damit eine Beziehung zu diesen Männern geknüpft werden konnte. Dieses Benzingeld auszugeben, war die lohnendste Investition, die ich seit Langem getätigt hatte.

Sind Sie begabt, was Gastfreundschaft betrifft? Ist es etwa gut, all Ihr Geld zu geben, damit andere in die Mission gehen und Sie selbst völlig mittellos sind, wenn Not leidende Menschen in Ihrem Heim Zuflucht suchen? Sie können Menschen gegebenenfalls eine Zeit lang aufnehmen, sie beraten und ihnen Orientierung geben.

Rechnen Sie Geld für Ihre eigenen Aufgaben ein

Worin besteht also Ihr Auftrag? Wo hat Gott Sie begabt, zu dienen und den Nöten Ihrer Mitmenschen zu begegnen?

Wenn Sie beschließen, Ihr Geld so einzusetzen, dass es etwas Entscheidendes bewirkt, dann vergessen Sie nicht sicherzustellen, auch etwas für Ihre eigene Berufung zu verwenden. Natürlich kann man diesen Gedanken als Vorwand nutzen, wobei Sie vielleicht argumentieren, dass Sie ein neues viktorianisches Sofa brauchen, um gastfreundlich zu sein. Vielleicht wird ein solches Sofa Ihre Gastfreundschaft sogar verringern, weil Sie vermeiden wollen, dass jemand etwas darauf verschüttet. Seien Sie also vorsichtig und machen Sie sich selbst nichts vor.

Meine Frau plant jeden Monat einen fixen Betrag in unserem Familienbudget ein. Sie nutzt ihn, um Bücher zu kaufen, die sie dann verschenkt. Außerdem planen wir einen Betrag ein, um gastfreundlich zu sein und in Not geratene Familien für einige Zeit bei uns wohnen zu lassen, bis sie durch die Arbeit unserer Gemeinde wieder auf eigenen Füßen stehen. Geld, das so verwendet wird, ist nicht weniger wert, als wenn wir es bei der allwöchentlichen Sammlung geben. Ja, dieses Geld ermöglicht es uns, unsere Begabungen im Dienst zu entfalten.

Es stimmt schon, dass man solche Gaben nicht von der Steuer absetzen kann – zumindest nicht in diesem Leben auf Erden.

Was ist unser Ziel hier? Oft haben wir keine Klarheit, wenn wir entscheiden sollen, wie wir geben. Einer der Gründe dafür ist, dass wir das eigentliche Ziel vergessen. Falls das einzige Ziel darin besteht, nett zu sein, wenn jemand um finanzielle Unterstützung bittet, dann werden wir nie entscheiden können, was wirklich zu tun ist.

***Das Ziel ist vollkommene Veränderung –
Geben Sie sich nicht mit weniger zufrieden***

Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern arbeite vielmehr und wirke mit seinen Händen das Gute, damit er dem Bedürftigen etwas zu geben habe (Eph 4,28).

Diese Bibelstelle spricht von einem Menschen, der gestohlen hat, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Sie spricht aber auch davon, dass ein Dieb zu einem Menschen wird, der fortan gibt, um im Leben anderer etwas Entscheidendes zu bewirken. Es geht darin um eine vollkommene Veränderung. Das ist die Aufgabe der Gemeinde.

Eine angesehene Familie in unserer Gemeinde mit vier eigenen Kindern und drei Pflegekindern nahm für ein Jahr ein weiteres

Kind auf. Diese Familie, die nun zehn Mitglieder zählte, wohnte in einem Haus mit nur drei Schlafzimmern. Die Eltern dieser Familie waren großherzig, doch konnten sie schließlich finanziell nicht mehr über die Runden kommen. Wo suchten sie also Hilfe? Natürlich bei der Gemeinde. Doch nicht nur einmal – es wurde zu einer regelmäßigen Gewohnheit. Fast jeden Monat kamen sie und baten um Geld, mit dem sie ihre Rechnungen begleichen konnten. Meine Frau, die mit der Mutter der Familie gut befreundet ist, entschied sich, das Thema anzusprechen.

»Liebe Schwester, ihr wollt doch nicht abhängig davon sein, jeden Monat von der Gemeinde unterstützt zu werden?!«

»Ach Janie«, antwortete die Mutter rasch, »aber das ist es doch, wozu die Gemeinde da ist: die Nöte der Menschen abzudecken.«

Wow. Was sagt man dazu? Dazu ist die Gemeinde doch da, oder?

Ja, doch mit welchem Ziel sollen diese Nöte abgedeckt werden? Sollten die Betroffenen Woche für Woche wiederkommen und uns mit immer neuen Nöten konfrontieren? Sollten sie ihre Zufriedenheit in der Abhängigkeit von anderen suchen, anstatt gottgegebene Zufriedenheit anzustreben, indem sie wissen, dass sie für ihre Familie sorgen und darüber hinaus andere Notleidende unterstützen können? Wir müssen uns als Einzelpersonen und Gemeinden klar gegen die Ansicht stellen, dass Abhängigkeit ein Dauerzustand sein könne.

Ja, wir sind aufgerufen zu geben. Doch nicht notwendigerweise so, wie wir von einer Person gebeten werden. Denn das entspricht oft nicht der tiefsten Not der besagten Person.

In Wirklichkeit brauchen Menschen eines: Sie müssen durch die Gnade Gottes in einer Beziehung mit Jesus verändert zu werden, sodass sie zu Gebern heranwachsen. Wir wurden geschaffen, um zu geben. Wir werden als im Bild Gottes Geschaffene unserer Bestimmung gerecht, wenn wir geben. Menschen, die von anderen abhängig sind, sind unfähig zu geben. Sie müssen umgestaltet und dazu befähigt und in diese Stellung versetzt werden. Gottes

Gemeinde – der Leib Christi – sollte der Motor der Veränderung sein. Das Problem ist, dass es so viel einfacher ist, Geld zu spenden, anstatt in bleibende Veränderung zu investieren.

Achten wir darauf, wie eng die von Paulus gezogenen Grenzen sind, wenn es darum geht, Leute dauerhaft durch die Gemeinde finanziell zu unterstützen. Das gilt sogar für Witwen:

Ehre die Witwen, die wirklich Witwen sind. Wenn aber eine Witwe Kinder oder Enkel hat, so mögen sie zuerst lernen, dem eigenen Haus gegenüber fromm zu sein und den Eltern Gleiches zu vergelten; denn dies ist angenehm vor Gott. Die aber, die wirklich Witwe und vereinsamt ist, hofft auf Gott und verhartet in dem Flehen und den Gebeten Nacht und Tag. Die aber, die in Üppigkeit lebt, ist lebendig tot. Und dies gebiete, damit sie unsträflich seien. Wenn aber jemand für die Seinen und besonders für die Hausgenossen nicht sorgt, so hat er den Glauben verleugnet und ist schlechter als ein Ungläubiger (1Tim 5,3-8).

Das ist eine sehr harte Aussage. Paulus bietet keine Ausreden für jemanden an, der nicht für seine Familie sorgt. Wir sollten – egal, ob als einzelne Gläubige oder als Gemeinde – also niemals so geben, dass der Betreffende einen Vorwand hat, in einem solch traurigen Zustand zu verbleiben.⁵⁶ Wenn jemand mit seiner Arbeit nicht genug verdient, dann sollten wir nicht die Differenz zu seinem Bedarf zahlen. Nein, wir müssen ihm entweder behilflich sein, eine entsprechende Arbeit zu finden, oder ihm zu einem Lebensstil verhelfen, der es ihm ermöglicht, im Rahmen seiner Möglichkeiten zu leben.

56 A. d. H.: Damit ist hier offenbar Folgendes gemeint: Wenn gedankenlos gegeben wird, könnten Kinder oder Enkel von Witwen sich von der Verpflichtung befreit sehen, für sie zu sorgen, weil diese schon anderweitig unterstützt werden. Der erwähnte »traurige Zustand« bezieht sich auf die Worte des Paulus in Vers 8.

Eine Witwe werde verzeichnet, wenn sie nicht weniger als sechzig Jahre alt ist, die Frau eines Mannes war, ein Zeugnis hat in guten Werken, wenn sie Kinder auferzogen, wenn sie Fremde beherbergt, wenn sie der Heiligen FüÙe gewaschen, wenn sie Bedrängten Hilfe geleistet hat, wenn sie jedem guten Werk nachgegangen ist (1Tim 5,9-10).

Paulus hat auch moralische Anforderungen auf seiner Liste für jene, die unterstützt werden sollen. Das widerspricht offenbar in vielerlei Hinsicht dem, was wir heute unter bedingungslosem Geben verstehen. Die Bibel spricht aber nicht vom Geben nach dem Prinzip der bedingungslosen Liebe. Sie redet vielmehr vom Geben nach dem Prinzip der Anregung zur Selbsthilfe.

Jüngere Witwen aber weise ab; denn wenn sie üppig geworden sind gegen Christus, so wollen sie heiraten und fallen dem Urteil anheim, weil sie den ersten Glauben verworfen haben. Zugleich aber lernen sie auch, müÙig zu sein, indem sie in den Häusern umherlaufen; nicht allein aber müÙig, sondern auch geschwätzig und vorwitzig, indem sie reden, was sich nicht geziemt (1Tim 5,11-13).

Unser Geben kann Menschen an Faulheit gewöhnen. Auf genau dieses Problem hat Paulus reagiert. Unser Geben soll Frucht bringen und Menschen verändern, anstatt ihnen ein Leben des Nichtstuns und der Schwätzerie zu ermöglichen.

Ich will nun, dass jüngere Witwen heiraten, Kinder gebären, den Haushalt führen, dem Widersacher keinen Anlass zur Schmähung geben; denn schon haben sich einige abgewandt, dem Satan nach. Wenn eine Gläubige Witwen hat, leiste sie ihnen Hilfe, und die Gemeinde werde nicht belastet, damit sie denen Hilfe leiste, die wirklich Witwen sind (1Tim 5,14-16; RELB).

Paulus ging es darum, dass keine unnötige Last auf die Gemeinde gelegt wurde. Wir sollten so Hilfe leisten, dass sich jemand von einem Notleidenden zu einem Geber verändert. Das ist im Grunde genommen kein Geben, sondern ein Investieren. Diese Investition zahlt sich im Leben der Betroffenen aus. Wir sollen in Menschen *investieren*, anstatt einfach Geld zu spenden. Reines Geben kann zu einer Last werden und beraubt diejenigen der Handlungsmöglichkeiten, denen wir vorgeblich helfen. In Veränderung zu investieren, bringt dagegen Frucht hervor und stärkt den Geber sowie den, der Hilfe erhält.

Stellen Sie sich folgendes, durchaus lebensnahes Szenario vor: Eine in Not geratene Familie wendet sich an die Gemeinde und bittet um finanzielle Unterstützung. Was ist einfacher?

- A. Geben Sie der Familie die 1000 Dollar, um die sie bittet, damit sie vor einer Zwangsräumung bewahrt wird. Dann haben Sie Ihre Ruhe (zumindest für den nächsten Monat).
- B. Stellen Sie sicher, dass die Betroffenen in geistlicher, finanzieller und beruflicher Hinsicht bzw. in Ehefragen beraten werden. Ermöglichen Sie ihnen gegebenenfalls darüber hinaus die Teilnahme an einem (Drogen-)Entzugsprogramm, das den Bedürftigen wirklich hilft, wieder auf eigenen Füßen zu stehen. Damit kommen sie wieder in die rechte Stellung vor Gott und vor ihren Mitmenschen – und sie werden in die Lage versetzt, anderen in Not zu helfen.

Option A lässt sich viel leichter umsetzen, und möglicherweise möchte die Familie, die um Unterstützung bittet, die Option B gar nicht in Anspruch nehmen. Und um ehrlich zu sein, fehlt es den meisten Gemeinden an Potenzial, die Option B überhaupt anzubieten.

Weil also Option A die einfachere und leichter durchführbare Variante ist, wählen wir oft diesen Weg. Doch es gibt ein Problem: A ist eben die falsche Option.

Es ist die Verantwortung der Gemeinde, das Richtige zu tun. Unsere Verantwortung besteht darin, auf Veränderung hinzuwirken. Darum sollte es uns vor allem gehen. Option B ist der richtige Weg. Die Gemeinde muss Menschen in die Lage versetzen und befähigen, anderen wirklich zu helfen. Solange Gemeinden sich für die einfache Lösung, Option A, entscheiden, werden auch die Angehörigen der bedürftigen Familie genau diese Option wählen, und es wird keine anhaltende Veränderung in ihrem Leben geben. Sie werden nie umgestaltet werden. Die Liebe Jesu – die durch seine Braut, die Gemeinde, wirkt – hat mit Veränderung zu tun. Zwar handelt es sich hier nicht um den leichten Weg, doch wir können es uns nicht leisten, uns mit weniger zufriedenzugeben.

Da wir gerade bei dem Grundgedanken »den schweren Weg einschlagen« sind: Gerade eben hat mir jemand einen Brief mit der Bitte um Hilfe geschrieben. Um echte Hilfe. Hier finden Sie den Brief und meine Aufforderung an die Gemeinde, darauf zu reagieren.

Hallo,

ich möchte mich kurz vorstellen, mein Name ist John Hansel (geänderter Name). Sie kennen mich nicht, doch Sie haben in den letzten Jahren am Leben meiner Familie Anteil genommen – durch Ihr Projekt »Weihnachtsgeschenke für die Kinder von Gefangenen«. Ich möchte Ihnen daher danken und auch im Namen meiner Kinder Robert und Alexandra Danke sagen.

Nun habe ich eine weitere Bitte. Am 15.5.2009 werde ich aus dem Gefängnis entlassen.

Ich habe nur beschränkte finanzielle Ressourcen, und in den letzten drei Jahren habe ich den Kontakt zu fast allen Familienmitgliedern verloren. Seit 1998 war ich aufgrund von Drogenkonsum und -handel im Gefängnis.

Kennen Sie eventuell Kontaktpersonen, an die Sie mich verweisen könnten? Oder gibt es Hilfsprogramme, die Sie mir empfehlen würden?

Vielen Dank für die Zeit, die Sie sich genommen haben,
um diesen Brief zu lesen.

Mit freundlichen Grüßen,
John
(OSP)
Salem, Oregon

Hier mein Aufruf an die verantwortlichen Brüder der Gemeinde,
John zu antworten:

Was für ein Brief! Dieser Mann hat durch die aktive Arbeit unserer Gemeinde das lebendige Wasser gefunden. Ein Drogendealer. Zehn Jahre lang im Knast. Ich habe mir die Absenderadresse angesehen: O.S.P. Ich brauchte eine Weile, bis ich es begriff. Oregon State Penitentiary. Das ist das Hochsicherheitsgefängnis von Oregon. Ganz schön angst-einflößend ...

Trauen wir uns zu, jemanden wie diesen Mann aufzunehmen? Können wir das? Verfügen wir über das Potenzial, um ihm zu helfen, sich wieder in die Gesellschaft einzugliedern?

Vielleicht sollte ich Euch fragen: Wenn wir, die Gemeinde, ihm nicht helfen können, wer kann es dann? Was tun wir also?

Er wird einen Job brauchen, denn sonst wird vielleicht seine einzige Option sein, wieder als Drogendealer einzusteigen. Doch wer wird es riskieren, diesem Mann eine Arbeit zu geben? Wirst Du es sein?

Er wird Gemeinschaft brauchen. Doch welcher Bibelkreis wird es wagen, ihn aufzunehmen?

Er wird eine Jüngerschaftsbeziehung brauchen. Wer wird ein bis zwei Stunden pro Woche mit ihm verbringen? Wer wird ihn schon jetzt im Gefängnis besuchen?

Seine Kinder brauchen jetzt schon Vorbilder in ihrem Leben, zu denen sie aufschauen können. Wer wird einmal pro Woche mit ihnen auf einen Erdbeer-Cappuccino zu Starbucks gehen? Wer geht mit Robert angeln? Wer kümmert sich um Alexandra, indem er mit ihr bastelt? Und wer nimmt die Kinder mit in die Gemeinde, wenn ihre Mutter arbeiten muss?

Durch unser Projekt »Weihnachtsgeschenke für die Kinder von Gefangenen« ist John auf die Liebe aufmerksam geworden, die unsere Gemeinde prägt, und deshalb hat er uns voller Hoffnung geschrieben. Doch die Hoffnung, die er in uns setzt, kann nur so weit gehen, wie ihm gegenüber unsere Liebe zum Ausdruck kommt. Wie weit geht unsere Liebe?

Ich kenne die Antwort: »Denn ich bin überzeugt, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Gewalten, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendein anderes Geschöpf uns zu scheiden vermögen wird von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn« (Röm 8,38-39).

Diese Liebe herrscht bei uns. Es ist die Art der Liebe, die sich in die Gefahr hinauswagt und sagt: »Der Herr ist bei mir.« Es ist die Art der Liebe, die in den Schmutz greift und keine Angst hat, sich zu beschmutzen. An solchen Orten verbrachte Jesus die Jahre seines irdischen Dienstes. Er hat dort gedient, denn er wusste genau: An diesen Orten sind sich die Menschen am meisten dessen bewusst sind, dass sie einen Retter brauchen.

John Hansel ist in Not. Lasst uns angemessen auf diese Herausforderung reagieren, radikale Schritte tun und dieser Not gegenüberreten. John hat durch unsere Aktionen Jesus als das Wasser des Lebens kennengelernt. Ermöglichen wir es ihm nun, das Wasser auch zu trinken. Lasst uns nicht nur dafür bekannt sein, dass wir jemandem einen Becher kaltes

Wasser reichen, sondern auch dafür, dass aus uns selbst eine überströmende Quelle lebendigen Wassers fließt.

»Die Elenden und die Armen, die nach Wasser suchen, und keins ist da, deren Zunge vor Durst vertrocknet: Ich, der HERR, werde sie erhören, ich, der Gott Israels, werde sie nicht verlassen« (Jes 41,17).

Viele Grüße,
Jonathan

Als Gemeinde müssen wir uns fragen: Sind wir imstande, Not leidenden Menschen wirklich zu helfen? Wirkliche Veränderung zu fördern? Wenn die Antwort »Nein« ist, dann geht es nicht darum, mehr Geld zu geben. Es geht vielmehr darum, unser Geld so einzusetzen und unsere Gemeindeglieder so anzuleiten, dass wir ein Hilfenetz aufbauen. Es geht darum, die Organisationen in unserem Umfeld zu finden, die diese Hilfestellungen bereits gut leisten, und sie mit unseren Ressourcen – sei es durch Mitarbeit oder Geld – zu unterstützen.

Um effektiv darauf hinwirken zu können, dass sich das Leben der Betroffenen verändert und dass Familien aus dem Teufelskreis der Abhängigkeit herausgeholfen wird, sollte jede Gemeinde Ansprechpartner und Hilfenetze haben, die Folgendes leisten:⁵⁷

- *Kurse zum Umgang mit Finanzen und Anleitung zur Haushaltsführung*

So viele Geldprobleme können einfach dadurch beendet werden, dass jemand anderen Menschen beibringt, wie sie nicht mehr Geld ausgeben, als sie haben. Jede Gemeinde sollte eine Möglichkeit haben, diese Dinge zu lehren. Das ist wahre Veränderung – wenn jemand, der Schulden hat, in einen Menschen verwandelt wird, der durch sein Geben im Leben anderer und in Gottes Reich etwas Entscheidendes bewirkt.

57 A. d. H.: Gerade für kleinere Gemeinden ist es möglich, diesbezüglich auf über-gemeindliche Angebote zurückzugreifen.

Gemeinden brauchen einen Plan und müssen ein entsprechendes Hilfenetz aufbauen, um solche Veränderung zu fördern.

- *Berufsberatung und Begleitung bei beruflichen Veränderungen*
Viele Männer und Frauen wissen einfach nicht, was sie tun können, um ihre Familie zu versorgen. Sie brauchen jemanden, der ihnen eine mögliche Richtung aufzeigt.
- *Ehe- und Familienberatung*
Manche finanziellen Probleme sind lediglich die Symptome von größeren, innerfamiliären Schwierigkeiten. Wer auch immer vorübergehend finanzielle Unterstützung von der Gemeinde bekommt, hat oft eine viel größere Not. Wir müssen die wirklichen Probleme der Familie ansprechen.
- *Training für Bewerbungsgespräche*
Oft kann jemand einfach damit helfen, dass er seine Erfahrung aus dem Berufsleben weitergibt. Eine kleine Sache mit großer Wirkung. Schon die Verwendung des richtigen Video-Tutorials oder eines entsprechenden Buches kann zu einer Weichenstellung hinsichtlich des Berufs oder der Arbeitsstelle führen, die für die Familie einen großen Einkommensunterschied mit sich bringt.
- *Wahre christliche Jüngerschaft*
Der Wunsch eines einzelnen Gemeindeglieds muss es sein, auf dem Weg mit Gott wirklich zu wachsen. Ohne diesen Wunsch sind all die hier genannten Punkte bestenfalls nur eine vorübergehende Lösung. Wirkliche anhaltende Veränderung findet im Herzen statt.

Eine Gemeinde ohne diese Dinge ist nicht imstande, den Notleidenden in ihrem Umfeld wirklich zu helfen. Wir müssen einiges investieren, um solche Hilfenetze einzuführen. Wenn wir den Bedürftigen Geld geben, ohne diese anderen Bedürfnisse angesprochen zu haben, ist das womöglich schädlicher, als das Geld einfach wegzuworfen. Diese Art des Gebens erscheint groß-

zünftig – doch bewirkt sie keinen wahren und anhaltenden Unterschied. Weder in diesem Leben noch danach. Wer diesen Nöten begegnet, lässt die wahre, auf Veränderung abzielende Barmherzigkeit Christi erkennen und nimmt sich der wirklichen Nöte der Menschen an.

Prinzipien für das Geben bei Projekten im Umfeld

Wir haben bereits über die Prinzipien gesprochen, die für uns maßgeblich sein sollten, wenn wir Missionsvorhaben unterstützen. In Anlehnung daran können wir auch unsere Spendenprojekte im lokalen Umfeld anhand von vier Prinzipien überprüfen: Beziehung, Verantwortlichkeit, Veränderung, Gerechtigkeit.

Beziehung: Spenden Sie dort, wo Sie selbst aktiv mitarbeiten oder eingebunden sind. Wenn Sie als Vertreter Ihrer Gemeinde handeln, dann sollten Sie jenen Menschen oder Organisationen geben, die die Leute aus ihrem »Lehnstuhlchristen-Dasein« in den aktiven Dienst holen.

Ich habe eben einen Brief an einige Gemeindeglieder verfasst, die wir bei Aufgaben in unserer Stadt finanziell unterstützt haben – manche sind als Verkündiger tätig, andere in übergemeindlichen Organisationen.

Wir hier in der Gemeinde wollen Euch allen für Euren treuen Dienst in unserer Stadt über die Jahre hinweg danken. Ihr habt dem Herrn treu gedient und viel Frucht gebracht. Darum haben wir Euch unterstützt.

Vor Kurzem haben wir unsere Arbeitsgrundsätze dahin gehend verändert, dass wir die Initiativen unterstützen möchten, durch die unsere Mitarbeiter befähigt werden, für die Menschen in ihrem Umfeld da zu sein. Wir möchten Euch also bitten, unsere Leute anzuleiten, während Ihr Eure

Arbeit hier tut. Je mehr Gemeindeglieder Ihr mitnehmt und je mehr Ihr sie in Eure Arbeit einbezieht, umso mehr Frucht werdet Ihr unserer Überzeugung nach bringen. Dort, wo Ihr Eure Arbeit gemeinsam mit unseren Leuten tut, werden sie ebenfalls mehr Frucht bringen. Das ist ein Gewinn für alle und für das Reich Gottes. Um Epheser 4,11-13 zu zitieren:

»Und er hat die einen gegeben als Apostel und andere als Propheten und andere als Evangelisten und andere als Hirten und Lehrer, zur Vollendung der Heiligen, für das Werk des Dienstes, für die Auferbauung des Leibes des Christus, bis wir alle hingelangen zu der Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes, zu dem erwachsenen Mann, zu dem Maß des vollen Wachses der Fülle des Christus.«

Wir sehen also die eigentliche Aufgabe der von uns finanziell unterstützten externen Helfer darin, unsere Gemeindeglieder anzuleiten, damit sie sich selbst aktiv im Dienst innerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen einsetzen. Wir werden alles uns Mögliche tun, damit Ihr hier unterrichten, Eure Erfahrungen weitergeben und mit Leuten in Verbindung treten könnt, weil Euer Ziel ist, dass sie Euch künftig begleiten. Wir sind froh darüber, Euch vor der ganzen Gemeinde interviewen zu können, damit die Verbundenheit innerhalb des Leibes Christi gestärkt wird. Grundsätzlich sind wir davon überzeugt, dass alle Gemeindeglieder im Dienst vor Ort eingebunden sein sollen. Deshalb werden wir unsere Spenden an jene Menschen geben, die dieses Vorhaben fördern.

Viele Grüße,
Jonathan

Verantwortlichkeit: Jene Leute, die wir in unserem Umfeld unterstützen, müssen in ein System der Rechenschaftspflicht eingebunden sein. Sie neigen zu denselben Sünden wie wir alle. Sie sollten entweder direkt der Gemeinde, einem Leiterteam oder einer

vertrauenswürdigen und zuverlässigen Organisation gegenüber verantwortlich sein.

Veränderung: Wie oben besprochen, sollte unser Ziel eine völlige Umgestaltung sein – aus einem Menschen, der in einer Notlage ist, sollte jemand werden, der selbst anderen hilft, die sich in Problemen befinden. Natürlich wird sich nicht jeder verändern – das ist eigentlich sicher. Doch wenn es keinen Plan gibt, in dem Veränderung berücksichtigt wird, dann wird sich nie jemand verändern. Auch das ist sicher.

Sehen Sie sich den Plan an. Schauen Sie auf die Frucht, die Ihre Vorgehensweise bringt. Werden Leute dadurch nur dazu ermutigt, in ihrem schlimmen Zustand zu verharren? Oder spendet sie Hoffnung und bevollmächtigt sie die Gemeindeglieder, sich durch die Kraft des Heiligen Geistes zu verändern und die Veränderung anderer zu unterstützen?

Gerechtigkeit: Von all denen, die viel erhalten haben, wird auch viel gefordert werden. Die Reichen in unserer Gesellschaft haben eine moralische Verpflichtung, denen beizustehen, die wenig haben. Wenn wir unsere Wohlfühlzonen verlassen und uns helfend denen zuwenden, die sich beispielsweise keine Gesundheitsversorgung leisten können, wird Gott sein Wirken offenbar machen. Er handelt!

Das Evangelium kennt keine Grenzen. Doch oft erschaffen wir in unseren Gemeinden künstliche Mauern, die uns auf unsere eigene soziale Schicht fixieren. Wenn wir diese Mauern überwinden, wird das unser eigenes Leben in dem Maße verändern, wie wir uns gebrauchen lassen, dabei mitzuhelfen, das Leben der Bedürftigen um uns her zu verändern.

Kapitel 18

Bonbons verteilen oder das Evangelium verbreiten?

Macht, Wissen und Reichtum sind Gaben Gottes, die als Werkzeuge eingesetzt werden sollen, um andere zu unterstützen. Wir müssen vor Gott Rechenschaft ablegen, wenn wir diese Möglichkeiten missbrauchen oder falsch einsetzen.

In unserer größten Not gab Gott uns Jesus – und keine Süßigkeiten.

Vielleicht haben Sie schon einmal die surreal anmutenden Fotos der fantastischen Berge von Guilin in Südchina gesehen. Gipfel, die die umliegenden Reisfelder und Flüsse wie riesige Schachfiguren überragen. Diese wunderschöne Gegend in China ist gleichzeitig eine der ärmsten Regionen des Landes. In den späten 1980er-Jahren, als ich die Region bereiste, war die Armut so groß, wie ich sie bis dahin nirgendwo sonst in meinem Leben gesehen hatte.

Da ich den malerischen Abschnitt des Li Jiang (auch *Li* genannt) sehen wollte, kaufte ich ein Ticket für eine Schiffstour, die an den freistehenden, zwischen 150 bis zu 300 Meter hohen Felsblöcken entlang führte. So sehr ich es hasse, als typischer Tourist unterwegs zu sein, so wenig konnte ich der Schönheit der Region widerstehen.

Die mehrstündige Schiffstour entlang des Flusses brachte uns in Gebiete, die nicht über Straßen erreichbar waren. Je weiter wir uns von dem kleinen Dorf am Ausgangspunkt unserer Fahrt entfernten, umso größer wurde die Armut der Familien, die an den Uferböschungen des Flusses lebten. Die Kleidung der Kinder war abgetragen, zerrissen und schmutzig. Die Kinder hatten keine Schuhe – ich war nun schon seit über fünf Monaten in China und hatte noch nie Kinder ohne Schuhe gesehen. Sie waren abgemagert und unterernährt. Mir blutete das Herz. Da waren wir also: reiche Touristen auf einem Vergnügungsdampfer, denen es an nichts

fehlte. War ich an Bord gegangen, um die Schönheit der Natur um mich her zu bewundern, so war ich nun mit der großen Not derer konfrontiert, die hier lebten. Niemand von uns hatte sich ausgesucht, wo er geboren worden war.

Diese Ungleichheit überforderte viele der Touristen auf dem Schiff. Wir alle fühlten uns schuldig. Doch was konnten wir tun? Manche hatten sich auf solche Begegnungen vorbereitet. Sie hatten in ihrem Reiseführer von dieser Armut gelesen und waren bereit, etwas zu geben.

Schon zückten sie Säckchen voller Süßigkeiten und warfen sie ans Ufer des Li Jiang. Die Kinder grüßten uns mit freudigen Schreien und rannten barfuß über die Steine und Äste am Ufer. Solange sie konnten, hielten sie mit dem Schiff Schritt, dessen Passagiere Süßigkeiten auf den Uferstreifen regnen ließen. Nachdem sie ihre Taschen gefüllt hatten, konnten sie flussaufwärts gehen und auf das nächste Ausflugsschiff warten. Ja, sie würden auf die nächste Schar reicher großzügiger Leute warten, die so gern ihren Reichtum »teilten«.

Aber wem hilft das? Was bzw. wer bleibt in einem solchen Fall zurück? Ein beruhigtes Gewissen bei den reichen Touristen? Arme kleine Kinder, die nun auch mit schlechten Zähnen und möglichen anderen Gesundheitsproblemen kämpfen müssen?

Werden wir Christen der westlichen Welt weiter auf eine Art und Weise geben, die nur dazu dient, unser Gewissen zu beruhigen? Werden wir so geben, dass Einzelpersonen und Gemeinden wie gelähmt zurückbleiben?

Oder werden wir lernen, unser Geld *großzügig und weise* zu investieren? Haben wir das Ziel, dazu beizutragen, die Menschen wirklich und bleibend zum Guten hin zu verändern? Eine Veränderung, die Ewigkeitswert hat?

Unsere Ressourcen können dabei helfen, die Botschaft des Evangeliums weiterzutragen, und sie können die Armen unterstützen, ihr Leben in Würde zu führen. Doch das wird niemals der Fall sein, wenn wir unsere finanziellen Ressourcen einfach freigebig (aber

gedankenlos) mit ihnen teilen. Wir müssen sie *weise* teilen – sie so investieren, dass viel Frucht entsteht.

Und der die fünf Talente empfangen hatte, trat herzu und brachte weitere fünf Talente und sagte: Herr, fünf Talente hast du mir übergeben, siehe, weitere fünf Talente habe ich gewonnen. Da sprach sein Herr zu ihm: Wohl, du guter und treuer Knecht! Über wenig warst du treu, über vieles werde ich dich setzen; geh ein in die Freude deines Herrn (Mt 25,20-21).

Nachwort des herausgebenden Verlags

Wenn aber jemand auf diesen Grund baut Gold, Silber, wertvolle Steine, Holz, Heu, Stroh, so wird das Werk eines jeden offenbar werden, denn der Tag wird es klar machen, weil er in Feuer offenbart wird; und welcherart das Werk eines jeden ist, wird das Feuer erproben. Wenn das Werk jemandes bleiben wird, das er darauf gebaut hat, so wird er Lohn empfangen; wenn das Werk jemandes verbrennen wird, so wird er Schaden leiden, er selbst aber wird gerettet werden, doch so wie durchs Feuer (1Kor 3,12-15).

In diesem Buch ist deutlich geworden, dass es darum geht, wie wir unser Geld und unseren gesamten Besitz, unsere Zeit, unsere Gaben und unsere Fähigkeiten richtig einsetzen. Am Ende stellt sich die alles entscheidende Frage: Erweist das, was der Herr Jesus mir anvertraut hat, durch den rechten Gebrauch seinen Ewigkeitswert? Habe ich es dort eingesetzt, wo existenzielle Not herrschte? Hat es dazu beigetragen, dass Menschen Jesus Christus als ihren Herrn und Retter angenommen haben?

Oder habe ich – als Christ! – so selbstbezogen gelebt, dass ich zwar ein luxuriöses Leben führen konnte, aber das Werk des Herrn und seine Belange so gut wie nicht im Blick hatte? Wird sich mein Werk auf Erden am Ende als »Holz, Heu, Stroh« erweisen?

Der Bibellehrer und Buchautor William MacDonald (1917 – 2007), der selbst eine Karriere im Bankgeschäft aufgab, um von da an als bescheiden Lebender ganz dem Herrn zu dienen, bringt es in seinem viel gelesenen Andachtsbuch *Licht für den Weg* auf den Punkt, indem er dazu einen inhaltlich passenden Liedvers zitiert:

Verlust ist, was wir für uns selbst verwenden,
Und große Schätze bringt es ohne Enden,
Was wir nur überlassen Deinen Händen,
Der alles gibt.⁵⁸
C. Wordsworth

58 Zitiert aus: William MacDonald, *Licht für den Weg. Tägliche Andachten*, Bielefeld: CLV, 7. Auflage 2013, Andacht für den 28. Oktober (Nachdichtung: Hermann Grabe, Meinerzhagen).

Abkürzungen

A. d. H.	Anmerkung des Herausgebers
RELB	<i>Elberfelder Übersetzung</i> , revidierte Fassung, Wuppertal: R. Brockhaus Verlag.
Schlachter 2000	<i>Die Bibel</i> , übersetzt von F. E. Schlachter (Version 2000), Genf.
svw.	so viel wie
UELB	<i>Elberfelder Übersetzung</i> , nicht revidiert, Berlin, 1961.

Über den Autor und seine Familie

Jonathan und Laura Jane Martin sowie ihre Kinder verbrachten die ersten zehn Jahre ihres Dienstes in Asien, wobei sie in den letzten sieben dieser zehn Jahre unter Muslimen gearbeitet haben. Im Anschluss daran kehrten sie in die USA zurück.

Im US-Bundesstaat Oregon ist Jonathan für den Global Outreach Ministry verantwortlich, der zu den Dienstbereichen der Good Shepherd Community Church östlich von Portland, Oregon, gehört. Jonathan und seine Frau haben drei Kinder und leben am Rand des Ballungsgebietes von Portland.